Heimat

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **109 (1968)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033604

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Heimat

Erzählung aus der Urschweiz von
Josef von Matt

Die Sitzung der Herren Verwaltungsräte mit ihrem Rechtsanwalt geht dem Ende zu. Die Akten verschwinden in den Mappen. Der Rauch zieht zum eben geöffneten Fenster hinaus. Aus dem Büro der Sekretärin kommt Fräulein Erika, rümpft ihr Näschen, nickt nach allen Seiten und verschwindet mit den überfüllten Aschenbechern. Während die Herren kühl und nett Abschied nehmen, räumt Fräulein Erika die Schriftstücke vom Sitzungstisch auf das große Pult des Rechtsanwalts hinüber, der die verschiedenen Mappen ordnet und fein säuberlich in den großen Aktenschrank legt. Mit Grüßen und guten Wünschen drängen sich die Herren zur Türe.

Nun sind auch die schönen Bilder an den Wänden wieder besser sichtbar, die Landschaft vom Genfersee, die Boote am Strand und die wilden Felsen eines modernen Malers. Wuchtig steht das Pult vor der breiten Bücherwand und ebenso eindrucksvoll die Gestalt Hermanns. Der tadellos sitzende Sommeranzug kann die breitschulterige, kraftvolle Figur nicht schmäler und eleganter erscheinen lassen. Auch seine Haare widerstehen scheinbar jedem Kamm und jeder Kunst eines Friseurs. Sie überwallen und überwuchern den kühn geformten Schädel und erwecken trotz den angegrauten Schläfen den Eindruck unbezähmbarer Kraft.

«Erika, haben Sie Kopfweh, ist der Föhn im Land?» frägt er seine Sekretärin. «Nein, danke», gibt sie zurück, «es ist ein herrlicher Abend, auf den ich mich sehr freue.» «Dann ist ein Hagelwetter oder sonst etwas Böses im Kommen, ich fühle mich schlecht. Ich mache Schluß und gehe heim.» Erika aber trippelt mit ihrer Mappe herzu, legt Briefe zur Unterschrift vor und erwähnt pflichtbewußt, daß noch das Telefon aus Rotterdam zu erwarten sei.

Hermann setzt sich mit Duldermiene in seinen gepolsterten Drehstuhl, schreibt und ächzt, schimpft halblaut über die Holländer, die immer zur Unzeit anrufen, und hört sich die Aufzählung der für morgen fälligen Termine an. «Herr Doktor, kann ich Sie in meinem Wagen heimfahren?» frägt das Fräulein mit einem gewissen Stolz. «Nein, danke, mir brummt der Schädel, ich gehe zu Fuß», sagt er zwischen zwei Unterschriften, «übrigens, Rotterdam kann warten. Machen Sie auch Feierabend, wenn Sie sich schon so sehr freuen.» Er schiebt ihr die Mappe zu, rückt seine Kravatte zurecht, sucht in der Tasche nach seiner Pfeife, steht auf und geht grüßend hinaus.

Der unabsehbare Verkehr der großen Stadt nimmt ihn auf. Mit seinem weitausholenden Schritt geht er hinter plaudernden Damen und lachenden Mädchen den schmalen Gehsteig des Limmatquai hinauf, biegt in eine Gasse ein, am Großmünster und an der Universität vorbei steigt er die Anhöhe hinauf, die einen weiten Rundblick über Zürich gewährt. Er schwenkt bei einem Tor ein, geht zwischen Rosen und Rasen auf das Haus zu. Der Lift führt ihn in den dritten Stock, direkt vor die Wohnungstüre. Er öffnet und riecht sogleich das Parfüm seiner Frau.

Wie immer ist tadellos aufgeräumt. In der Garderobe hängt seine Hausjacke und daneben die rote Badekappe seiner Tochter Regula. Im Eßzimmer glänzt der Tisch wie ein Spiegel, kein Tischtuch, kein Besteck, nur ein verblühter Blumenstrauß. «Bin ich denn so früh dran?» denkt er und schaut auf die zierliche Neuenburger Pendeluhr.

In seinem Studierzimmer liegen die Zeitungen peinlich genau aufeinandergeschichtet, steht sein Tabaktopf neben einer kostbaren Vase mit Blumen, die ihre Köpfe hängen lassen.

Hermann stopft sich eine Pfeife und ist erstaunt, keinen Laut zu vernehmen. «Wieder einmal Damenbesuch im Salon», denkt er, «Stadtklatsch wird meistens nur flüsternd übermittelt», setzt sich in seine Le-

seecke und blättert in den Zeitungen. Aber auch von der Küche her ist kein Ton und kein Duft zu gewahren. «Wieder einmal kalte Platte», denkt er und ist nicht sehr erbaut von dieser Aussicht. Er erinnert sich an das holländische Frühstück am Morgen, das Mittagessen im Flugzeug und daß er direkt vom Flughafen zu der Sitzung in sein Büro gefahren ist, eine würzige Suppe wäre ihm jetzt recht sympatisch.

Die aufdringliche Stille, nur unterbrochen vom Getöse der Straße, erweckt in ihm ein unheimliches Gefühl. Er geht zur Türe. Die weichen Teppiche dämpfen seine Tritte. In der Küche findet er einen blitzblanken Herd, die Türe des Kühlschranks offen. Der Gummiboden glänzt, wie wenn ihn eine Klosterfrau poliert hätte. Handtücher frisch aus der Wäsche mit Bügelfalten, keine Köchin, keine Fliege, keine Maus. Auch keine Gläser und kein Teegeschirr, das auf einen Besuch hätte schließen lassen.

Ein beklemmendes Gefühl begleitet ihn in den Salon. Da stehen die seidenbespannten, geblumten französischen Krummbeinsessel, die geschweifte Kommode, die Vitrine mit den Porzellanfiguren und -tellern, hängen stumm und traurig die schweren Brokatvorhänge, und glitzert das Licht in den Glasbehängen des Lüsters.

«Ist die Köchin krank?» denkt Hermann, «und meine Frau hat sie ins Spital begleitet. Regula ist wohl auf dem See und weiß nichts davon.» Er durchschreitet noch einmal alle Räume, gespannt, eine Nachricht zu finden.

Überall peinlich sauber und aufgeräumt, als hätte ein Heer von Putzfrauen soeben die Wohnung verlassen. Ein heftiger Abendwind fährt im Park in die Bäume. Irgendwo schlägt ein Fenster zu. Eine Wespe summt und surrt an der Scheibe. Nun fällt ihm ein, daß die Garderobe ungewöhnlich kahl und leer war. Die Glut in seiner Pfeife ist längst erloschen. Kein mildes Räuchlein tröstet ihn.

Im dichten Verkehr der Stadt schreitet er den schmalen Gehsteig des Limmatquai entlang.

Im Schlafzimmer reißt er zuerst die Schranktüren auf. Hübsch eingereiht hängen seine Kleider und daneben, im Schaft seiner Frau, gähnt eine breite Lücke. Die noch vorhandenen Roben sind in durchsichtige Mottensäcke eingeschlossen. Die Rolläden sind heruntergelassen. Im Bad stehen seine Toilettensachen aufgereiht wie Soldaten. Auf dem Spiegel liest er in zügiger Schrift mit Seife hingezeichnet die Worte: «Gute Nacht!»

Nochmals ein Rundgang durch alle Räume und wieder zurück ins Schlafzimmer, bis er ein Stück rosarotes Briefpapier ent-

deckt, das mit einer Nadel an sein Kopfkissen geheftet ist, und das ihm in den Schriftzügen seiner Frau mitteilt: «Ich halte es nicht mehr aus! Ich gehe heim! Rosa.» Und unten an den Rand gekritzelt: «Ich habe Olga mitgenommen.»

Über das Bett gebeugt, bleibt er starr und steif, liest und liest. Dann setzt er sich auf den Bettrand, nimmt das Kissen mit dem Zettel auf die Knie und liest und starrt. Seine Glieder sind gelähmt. Dumpf pocht das Herz in seiner Brust. Er fühlt einen Schmerz, als hätte ihm ein schwerer Schlag das Genick getroffen. «Heim, was heißt heim», denkt er stumpf, «hier, bei mir ist sie daheim, schon über zwanzig Jahre.» Das Rosapapier vor seinen Augen, geht er in Gedanken zurück durch die Jahre des mühsamen Aufstiegs, des ersten Bekanntwerdens mit seiner Frau, damals in Lausanne, während den zähen Verhandlungen mit dem Aufsichtsrat der Bank. Seine beschwingten Fahrten ins Welschland während der Brautzeit. Die Hochzeit in der verträumten alten Kirche am Genfersee. Die glücklichen Stunden nach der Geburt seiner Tochter. Und nun fährt ihm ein Blitz die Frage durch den Kopf: «Wo ist Regula? Ist sie mitgegangen?»

Das Kissen in der Hand eilt er hinaus und stürmt auf Regulas Zimmer zu. Die Türe ist verschlossen. Er klopft, er schlägt mit der Faust an die Türe, ruft: «Regula, Regula, bist du da?» Keine Antwort, kein Geräusch, kein Laut!

Jetzt richtet sich sein Körper auf. Mit dem Kissen in der Hand, steht er in dem dämmerigen Flur.

Der Mann, der in heiklen Verhandlungen, in schwierigen Prozessen vor Gericht und in so vielen schweren Entscheidungen ruhig Blut bewahrt und damit seinen Klienten aus verzweifelten Situationen geholfen hat, verspürt wieder seine Kraft zurückkehren. Er greift an die Stirne, wühlt in seinen Haaren, geht mit sicherem Schritt in sein Studierzimmer, wirft den Rosazettel auf das Pult und das Kissen in den Polstersessel und beginnt mit großen Schritten hin und her zu gehen. Seine Stirne ist in Falten gelegt. Die Hände sind auf dem Rücken verschränkt. Hocherhoben, stramm wie ein Oberst, durchmißt er den Raum. Die Dämmerung schleicht herzu. Er merkt es nicht. Der Schein der Straßenlampen geistert an der Decke. Er unterbricht seinen Gang nur, um die Pfeife zu suchen und nach den Streichhölzern zu greifen. Spät erst geht er in den Salon hinüber, dreht das Licht an und gießt einen starken Schnaps in ein Glas.

Wieder am Pult, starrt er auf die Nachricht seiner Frau. Mit einem Ruck greift er zum Schreibzeug, setzt oben in die rechte Ecke das Datum hin, öffnet seine Pultschublade, legt den Zettel in eine Mappe und schließt sie ein.

Nun ist er wieder der scharfe Denker, der nüchterne Rechtsanwalt, den seine Gegner nie aus der Ruhe und nie aus dem Sattel heben konnten. Der Mann, den keine gefährliche Lage von seinem Vertrauen und seiner inneren Gewißheit ablenken konnte. Der Anwalt, den so viele in äußerster Not aufgesucht und andere so sehr gefürchtet haben.

Die Tochter betrachtet den wippenden Fuß.

Der Wind zerzaust die Parkbäume. Wieder schlägt das Fenster in der Küche. Das Licht seiner Schreibtischlampe flimmert. Mit unbeweglicher Miene und mit einem gewissen Anflug von Güte und Herzlichkeit in den Zügen seines Gesichts, schaut Hermann zur Wand hinüber, auf das Bild einer vornehmen französischen Dame im Spitzenkleid, mit Fächer und Schmuck und sieht es nicht. Seine Gedanken fliegen zurück und voraus und dringen in geheime Bezirke.

Die Wohnungstüre wird aufgeschlossen. Schritte nähern sich. Regula kommt herein. Sie trägt ein schlichtes, grünes ärmelloses Kleid nach der neuen Mode, wenig Stoff und Form. Sie hat ein buntes Seidentuch um ihre windzerzausten Haare gebunden, gebräunte Haut, gerötete Wangen, keck geschminkte Lippen und weiß, daß sie sehr gut aussieht. «Salü Papa», begrüßt sie ihn,

«ich muß nur schnell . . .» Die andern Worte sind schon unverständlich, so geschwind ist sie wieder draußen.

Bewegungslos bleibt Hermann hinter seinem Pult, die erkaltete Pfeife zwischen den Zähnen. Nur seine Augen verraten Wachsamkeit. Regula kommt zurück, den Kamm noch in der Hand, eifrig bemüht, die blonden Haare in hübsche Form zu bringen.

«Warst du in der Stadt zum Essen?» frägt sie ihn, «ich bin schon lange Zeit in der Nähe, bin mit meinem Freund spaziert, habe aber nirgends Licht gesehen. Ich dachte, du seist noch nicht zurück.» Und da sie mit ihren Worten auf unüberwindliches Schweigen stößt, fährt sie in etwas gekünstelter Munterkeit fort: «Du wirst begreifen, Papa, daß ich unter diesen Umständen nicht zu Hause auf dich warten wollte. Du sagst doch immer, man muß sich in unvorhergesehenen Situationen Zeit für ein ergiebiges Nachdenken gönnen. Du siehst, ich habe nach deinen Grundsätzen gehandelt.» Und nach einer ausgedehnten Pause: «Soll ich verduften? Soll ich dir noch länger Zeit lassen? Oder interessiert es dich, gewisse Einzelheiten zu erfahren.» Mit einer eleganten Bewegung befördert die Tochter das Kopfkissen ihres Vaters auf einen Aktentisch, setzt sich mit gekreuzten Beinen in den Polstersessel und beginnt die wippende Spitze ihres Schuhes zu betrachten.

Hermann senkt seine Blicke in Regulas Augen, sieht, wie sie mit den neben dem Gesicht herabfallenden Haaren spielt. In seinen Zügen ist keine Härte zu erkennen. In einer eher wehmütigen Art betrachtet er seine Tochter schweigend. Eine lange Minute hält sie seinen Blick aus und sagt dann: «Du kannst mir eine Zigarette anbieten, wenn dich meine Gegenwart nicht stört.»

Ohne ein Wort greift er in die Schublade und schiebt ihr ein Päckchen hinüber, schaut zu, wie sie sich zurechtsetzt, wartet bis die Flamme des Streichhölzchens verlöscht und frägt dann: «Und du, Regula, kannst es noch bei mir aushalten?» Die Tochter bläst mit gespitzten Lippen eine Wolke in die Luft, schaut ihr nach und meint mit einem Achselzucken: «Ach, das kommt darauf an, wie du dich benimmst. Für mich ist es nicht dasselbe, wie für Mami. Ich habe meine Freunde, habe meinen Sport, meine Musik. Ich bin nicht so sehr auf deine Gegenwart angewiesen.»

Mit dem gleichen gütigen Ton setzt Hermann das Gespräch fort: «Kannst du mir deine Worte vielleicht etwas genauer erklären?» «Wie du willst», sagt Regula,

«Und du, Regula, kannst du es bei mir noch aushalten?»

«Mami hat die Auffassung, das heißt, sie lebt schon lange und wahrscheinlich nicht ohne Grund in der Überzeugung, daß sie deine Witwe sei. Du sorgst für uns, du arbeitest für uns, du kommst auch dann und wann zu uns auf Besuch. Aber will sie in ein Konzert, dann fliegst du nach Holland. Will sie eine Theater-Premiere besuchen, dann hast du eine Nachtsitzung, sind wir zu einer exklusiven Party eingeladen, dann bist du müde oder sitzest über deinen Akten und Manuskripten. Das ist nicht nett für eine Frau, die das gesellschaftliche Leben so notwendig braucht wie die Luft. Mami ist an deiner Seite erstickt in der dumpfen Atmosphäre deiner Arbeitswut, sie ist verdorrt und will nun noch einmal Lebenslust und Lebensfreude suchen, bevor ihre Kräfte schwinden.

Ich habe in dieser Beziehung keinen Mangel. Mich stören deine Pläne, deine Erfolge und Ziele nicht. Ich kann auch deinen bedrückenden Ernst, deine überlegene Intelligenz, dein gedankengeladenes Schweigen verkraften. Ich bin jung und suche mir meine Freuden außer dem Haus.»

Solche Fechtübungen im Luxus Aufgewachsener bringen Hermann längst nicht mehr aus seiner Ruhe. Schon seit Jahren hat er darauf verzichtet, der heutigen Jugend ihre sogenannte Ehrlichkeit krumm zu nehmen. Er hat sich an die Frechheiten gewöhnt, ohne sie zu billigen. Nur scheint ihm, der heutige Abend und das eben Erlebte sei zu ernst für leichtsinnige Redensarten.

Und doch geht er auf ihren Tonfall ein und frägt: «Du bist also der Auffassung, deine Mutter habe richtig gehandelt, ohne Abschied, ohne eine Aussprache, ohne eine Begründung davonzugehen, wegzureisen?»

Regula verzieht ihre kühn geschwungenen Lippen zu einem Lächeln und schaut unter halb geschlossenen Lidern hervor, wie weit sie sich vorwagen dürfe: «Ihr Männer seid doch komische Geschöpfe. Ihr bildet euch ein, eure Erfolge und Ruhmestaten könnten uns Frauen beglücken. Ja, solange wir dabeistehen. Solange die grellen Scheinwerfer auch auf uns gerichtet sind. Du glaubst mit deiner Stellung, mit deiner Arbeit eine Position errungen zu haben und uns weiß was zu bieten. Das ist für Mami nichts Neues. Das hat sie zu Hause in Lausanne auch gehabt, dazu noch eleganter und mit welschem Charme. Wenn sie von ihrer Jugend erzählt, dann leuchten ihre Augen. Begegnungen mit interessanten Persönlichkeiten, mit Dichtern und Künstlern, Einladungen mit Festessen bei Kerzenlicht, ein prickelnder Flirt unter Parkbäumen und Sternenzauber, das ist Leben.»

Der Mann hinter der blanken Tischplatte senkt seinen Kopf. Er wird müde. Das Licht in seinen Augen ist erloschen. Langsam erhebt er sich. Geht ein paar Schritte auf Regula zu, bleibt vor ihr stehen und sagt: «Das also ist dein Bild vom Leben. Dieses Bild ist Trug und Schein! Du wirst es noch lange nicht erfassen. Aber du wirst es auch erfahren müssen. Geb dir Gott die Gnade, daß du stark genug bist, wenn das Erwachen kommt. Gute Nacht!»

Das Mädchen schaut ihm nach, wie er mit schweren Schritten zur Türe und hinausgeht. Sie neigt ihren hübschen Kopf zur Seite. Ein spöttisches Lächeln gleitet über ihr Gesicht. Und da die Türe ins Schloß gefallen ist, sagt sie halblaut vor sich hin: «Starrköpfig und unheilbar!»

Des Freundes Worte sind hart.

Zwei Tage später, gegen Abend, geht ein schlanker Mann zwischen den Rosenbeeten auf das Haus zu, drückt die schwere Türe auf, steigt in den Lift und betrachtet im Spiegel des Fahrstuhls seinen buschigen Schnauz. Sein Gesicht ist schmal und ernst. Dunkle, tiefsitzende Augen glänzen unter dichten Brauen, schwarze Kraushaare umranden seine hohe Stirne, eine feingliedrige Hand fährt darüberhin.

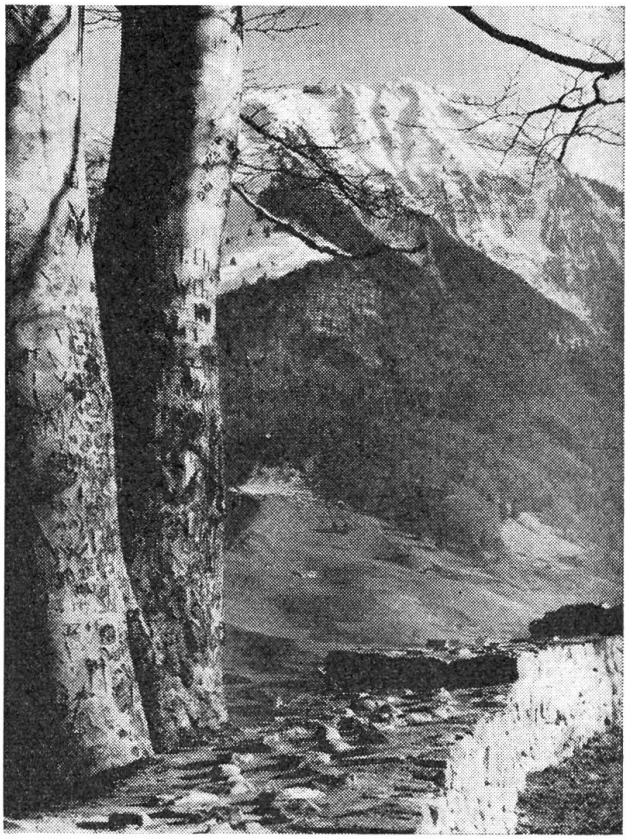
Er fährt zum dritten Stock und läutet an Hermanns Türe. Geduldig wartet er, bis er zum zweiten Mal auf den Knopf der Klingel drückt. Endlich hört er ein Geräusch, sieht wie die Türe aufschwingt und ein Mädchen in knallrotem Trainingsanzug vor ihm steht.

«Grüß dich Gott, Regula», sagt er und streckt ihr die Hand entgegen und ist über-

rascht von den lauten, hitzigen Rythmen rassiger Jazzmusik. «Ei schau da, der Meister im Giftmischen», begrüßt ihn das Mädchen, «komm herein, Luzius. Du mußt entschuldigen, ich bin nicht ganz salonfähig angezogen, ich bin eben beim Training, warte, ich will schnell die Platte abstellen.» Auf bloßen Füssen eilt sie ihm voraus, läßt die Musik verstummen und ruft ihn in den Salon. Dort sind die Stühle an die Wand gestellt und liegen Turngeräte auf den bunten Blumenranken des großen Teppichs.

Mit wenigen Griffen und Bewegungen stellt Regula eine Plauderecke zusammen, lädt den Besucher zu sitzen ein und fährt einen Servierboy mit farbigen Getränken herbei. Sie holt Gläser, schenkt ein und plaudert wie ein munteres Bächlein: «Auch wieder einmal in Zürich, Luzius, Pulver und Pillen daheimgelassen, Apotheke geschlossen, Bummel, Ferien oder Kontrollgang zum Sohn? Er studiert wie ein Mönch, habe ihn schon zwei Tage nicht mehr gesehen, lebt wie ein Wüstenvater, hat während dieser Examenszeit schon mindestens zwei Kilo abgenommen, redet nur noch in Fachausdrücken und ist am Verhungern, weil er sich nicht einmal zum Essen Zeit nimmt.»

«Also kein schlechter Bericht von Bernhard», meint Luzius bedächtig, «ich habe ihn noch nicht gesehen, bin eben erst angekommen, möchte mit deinem Vater sprechen, Regula.» «Geschäftlich oder persönlich?» frägt das Mädchen. «Ganz und nur persönlich», sagt der Mann, jede Silbe betonend. Regula verzieht ihr Gesicht, drückt ein Auge zu und meint: «Pech gehabt, schlecht getroffen, ganz unmöglich! Er spricht nämlich in letzter Zeit nur geschäftlich. Persönlich schweigt er wie ein Walfisch.» «Aber er kommt zum Nachtessen heim?» frägt Luzius. Regula zieht die Schultern hoch und zweifelt: «Kann sein, kann auch nicht sein. Vielleicht holt ihm Erika ein Schinkenbrot, vielleicht geht er ins Zunfthaus, vielleicht sitzt er im Büro und vergißt seinen Magen.»



Stämmige Buchen an der Mauer um die Burgruine Rotzberg und Blick auf das Stanserhorn

Foto J. Brühwiler, Hergiswil

Mit dem Glas in der Hand steht Luzius auf und sagt: «Dann gehe ich ihn suchen. Ich danke dir, Regula, für die Auskunft. Ich will dich nicht länger von deinen Turnkünsten abhalten, glaube mir, ich finde ihn schon.» Aber das Mädchen protestiert, rennt in Vaters Studierzimmer, kommt mit einem Block voller Notizen zurück, redet von einer Banksitzung, einer Besprechung im Archiv, eilt zum Telefon und wählt fingerfertig einige Nummern.

Luzius hat Zeit, ihre anmutigen und raschen Bewegungen zu betrachten, zuzuschauen, wie sie, den Hörer in der Hand, die Beine übereinandergeschlagen mit den Zehen wackelt, deren Nägel röter sind als die Tricothosen, wie sie ihr Haarband aus den Locken löst und die Frisur richtet. Dann springt sie wie ein Federball auf und verkündet das Resultat ihrer Nachforschungen: «Also, Erika sagt, er sitzt in der Bibliothek. Der Direktor sagt, er ist schon weggegangen. Vermutlich ist er jetzt auf dem Weg ins Büro, wenn du

Glück hast, kannst du ihn noch dort erwischen, sonst später im «Grünen Heinrich» beim Nachtessen.»

Luzius hat inzwischen wieder seine ernste Miene aufgesetzt, bedankt und verabschiedet sich von der hilfsbereiten Tochter, die ihn zur Türe begleitet und versichert, daß sie ein nächstes Mal für seinen Besuch im Seidenkleid erscheinen werde.

Nicht besonders eilig schreitet der Mann durch das Eisentor und die Straße hinunter. Der hastige Verkehr stört ihn wenig. Er schaut nicht zu den stolzen Bauten auf. Ihm sind diese Wege vertraut. Auch er hat in diesen Räumen und Hallen studiert, zusammen mit Hermann. Fünfundzwanzig Jahre sind seither verflossen. Auch er war damals in der Sommerhitze in die Qual seines Examens eingespannt. Frohe Erinnerungen gleiten ihm durch den Kopf und werden von schweren und bitteren Gedanken verdrängt. Er findet mühelos das Büro seines Freundes und die verschlossene Türe. Ohne Überraschung und Ungeduld steigt er die Treppe wieder hinunter und läßt sich vom Strom der Eiligen begleiten.

Im Restaurant «Grüner Heinrich» sucht er lange über alle die vielen Köpfe hinweg den wilden Haarbusch Hermanns, bis er ihn in einer Ecke hinter Blumen an einem winzigen Tisch entdeckt. Dort sitzt er allein, ein aufgeschlagenes Buch neben dem gefüllten Teller, mehr lesend als essend.

Überraschung und Freude verklären das markante Gesicht Hermanns. «Was seh ich, du bist in der Stadt, Luzius, und meldest dich nicht, welch ein Zufall.» «Nein, kein Zufall, mein Lieber», sagt Luzius, nimmt einen Stuhl vom Nachbartisch und setzt sich. «Bernhard hat mir Bericht gegeben. Ich bin bei dir zu Hause und auf dem Büro gewesen, und jetzt finde ich dich hier. Ich glaube, in solchen Zeiten gehören die Freunde zusammen.»

Jäh verdüstert sich die Miene Hermanns. Er schaut auf seinen Teller und schweigt. «Hast du Bericht von Rosa?», frägt Luzius. Sein Freund wirft einen Blick in die Runde, wendet sein gequältes Gesicht dem Freunde zu und sagt: «Bitte nicht hier! Wir gehen nachher heim. Wir werden dort ungestört sein und allein. Regula ist jetzt jeden Abend fort.» Dann reden sie von den Ereignissen, die in der Zeitung stehen, von Büchern und vom Studium Bernhards. Luzius hat allen Grund, über den Verlauf des Examens seines Sohnes zufrieden zu sein.

Auch auf dem Heimweg berühren sie das ernste Anliegen des Besuchers nicht. Die steinernen Zeugen ihrer Studienzeit bieten genügend Stoff zu ergiebigem Gespräch. Die Fenster seiner Wohnung sind ohne Licht. Regula ist ausgegangen und hat keine Nachricht hinterlassen.

Der Salon ist wieder aufgeräumt und präsentiert sich in kühler, vornehmer Pracht. «Komm in meine Bude», sagt Hermann, «ich mag nicht in diesem Prunk mit dir zusammen sein.» Dort rückt er einen Polstersessel zu dem kleinen Tisch in die Leseecke, schenkt Wein in bauchige Gläser, stopft sich umständlich eine Pfeife, drängt seinen Freund unter die Ständerlampe zu sitzen. Er schaut der Streichholzflamme zu, die seinen Tabak in Brand setzt, drückt die aufsteigende Glut sorgfältig zurück und beginnt zu sprechen: «Ich danke dir, daß du gekommen bist. Ich bin ganz allein. Ich weiß außer dir keinen Menschen, dem ich mich anvertrauen könnte. Der Tatbestand ist bald erzählt. Rosa ist verreist, ich war zwei Tage geschäftlich in Holland. Bei der Rückkehr war die Wohnung leer, eine kurze Nachricht, sie habe auch die Köchin mitgenommen. Am späten Abend erschien Regula, aber mit ihr kam es nicht zu einem ernsten Gespräch. Seitdem habe ich mich in die Arbeit vergraben und trotzdem nichts erreicht. Wenn ein Klient in derselben Lage zu mir käme, ich wüßte ihm soliden, guten Rat. Für mich bin ich noch zu keinem Entschluß gekommen.»

«Soviel ich mich erinnern kann», sagt Luzius, «hast du für deine Besucher doch immer ein Kistchen ausgezeichneter, schwarzer Holländerzigarren bereit. Ich glaube für diesen Abend könnte uns ein solches Räuchlein wohltun.» Und wieder leuchtet ein Flämmlein auf, wird dem kostbaren Tabak angemessen, sorgfältig in die Glut geblasen, dann fährt Luzius fort: «Wir

zwei, wir haben seit all den Jahren unserer Freundschaft nie Verstecken gespielt. Du wirst mir also eine vertrauliche und entscheidende Frage nicht übelnehmen. Darum möchte ich zuerst wissen, hast du deine Frau gern?»

Ohne die geringste Veränderung seiner Miene antwortet Hermann: «Das ist es eben. Ich habe sie gern. Nicht mehr mit der leidenschaftlichen Glut der Eroberung. Nicht mit der ständigen Unruhe im Herzen, aber mit einer Liebe, die tief in meinem Herz sitzt und die mit allem Firlefanz, mit allen Launen und allem Tanzen um das goldene Kalb nicht umzubringen ist. Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, ihr zuwenig nachzugeben. — Und doch, wenn ich mit Regula rede, muß ich erkennen, daß ich dieser lebenshungrigen Art zuweit entgegengekommen bin.»

Nach diesem ehrlichen Bekenntnis sucht Luzius lange nach dem richtigen Wort: «Das ist schlimm für dich und doch wieder gut. Du wirst eine böse Zeit erleben und doch die Türe offenhalten für Rosa. Die Wiederkehr wird für sie nur auf diese Weise möglich sein, und so ist es ein Glück für euch beide. So wie ich dich kenne, denke ich mir, weiß sie nicht einmal viel von deiner Liebe. Du wirst in einigen Tagen, wenn kein Brief kommt, zu ihr hinfahren und damit den unausweichlichen, guten ersten Schritt tun.» Hermanns Pfeife scheint aus gutem Material geschaffen zu sein, sonst hätte sie den Druck seiner Zähne nicht ausgehalten. Seine Augen nehmen den forschenden, scharfen Blick an, der seinen Gegnern schon oft einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Schweigen lastet wie ein Föhndruck auf den beiden Freunden. Eine solche Zumutung, unvermittelt und als selbstverständlich ausgesprochen, trifft den Anwalt wie ein Messerstich.

Urschweizer-Bub aus gutem Holz

Foto Leonard von Matt

Hinter einer blauen Rauchwolke verborgen, sieht Luzius, wie sich der Stolz aufbäumt, und wie sich Hermann nur mühsam beherrschen kann und beginnt dann wieder: «Wir Apotheker wissen, daß die Natur für die Entwicklung immer Zeit braucht. Die Pflanze wächst langsam. Gewisse Stoffe brauchen viel Zeit um sich zu verbinden. Wieviele Regentage vergehen, bis ausgetrockneter Boden bis in die tiefen Schichten durchfeuchtet ist. Auch du wirst nicht schon morgen oder übermorgen nach Lausanne fahren. — Du sollst aber schon jetzt diesen schweren Gang erwägen und diese Fahrt mit dir herumtragen. Sie bleibt dir nicht erspart, wenn du dein Leben nicht zerstören willst.» — Die holländische Zigarre glimmt und wird immer kürzer, bis Hermann die rechten Worte findet, bis er seine Wunden aufdeckt und in schonungsloser Offenheit spricht, so, wie es nur in erprobter, bewährter Freundschaft möglich ist.

Unermüdlich tickt und tackt die goldverzierte Neuenburger-Pendule an der Wand. Das Getöse, das von der Straße kommt, wird schwächer. Sie vergessen die

Zeit. Luzius denkt nicht mehr daran, daß er noch den letzten Zug erreichen muß und sein Auto in Luzern auf ihn wartet. Sie wissen auch nicht, daß auf der Bank zwischen den Rosenbeeten vor dem Haus Sohn und Tochter sitzen. Regula, die nicht hinaufgehen will, bevor das Licht in Vaters Studierzimmer auslöscht. Und Bernhard, der von ihr, mitten aus seinen Vorbereitungen für den morgigen Tag, weggelockt und hieher verschleppt wurde. «Es ist ein Elend mit dem alten Herrn», sagt Regula, «er kann sich doch ein paar Abende in der Woche frei machen. Er verdient ja ohnehin genug. Was spielt denn das für eine Rolle, ob er mit seinem Buch ein Jahr früher oder später fertig wird, ob er ein paar Aufträge zurückweist. Ist denn das so wichtig? Ich habe ihm schon oft gesagt. Was hat er schon davon, wenn Mami unausstehlich ist, weil er sich keine Zeit für sie nimmt, und sie deswegen von einem Psychiater zum andern pilgert. Jetzt hat er den Salat und muß ihn ganz allein aufessen. Ich helfe ihm nicht dabei. Er ist ja so viel klüger, gescheiter, gefitzter als alle andern.»

Der junge Mann an ihrer Seite ist mit diesem Wortwirbel nicht vollends einverstanden. «Das verstehst du nicht», sagt er, «dein Vater ist als Bauernbub aufgewachsen, hat sich nach dem Studium in dieser großen Stadt als Anwalt niedergelassen und mühsam Ansehen und Geltung erkämpft. Er hat sein weitgestecktes Ziel noch lange nicht erreicht. Nun ist er in den besten Jahren. Er geht seinen steilen Weg weiter hinauf. Sein Name wird nun auch im Ausland mit Respekt genannt. Soll er jetzt seine Segel einziehen, seine Ideen, seine Erfahrung in die Mottenkiste legen und dem Geplauder vornehmer alter Tanten zuhören. Seinen breiten Brustkasten jeden zweiten Abend in einen eleganten Anzug zwängen und mit langweiligen Pfauen Stadtklatsch plappern?»

«Bernhard, du bist köstlich», lacht das Mädchen, «so habe ich dich gern, wenn du dich ereiferst, dann bekommst du eine weiße Nase, und die Haut auf deiner Backe fängt an zu zittern, wie die Nüstern eines aufgeregten Pferdes.»

Ein Lichtstrahl fällt auf den Rasen vor ihrer Bank. Bald darnach treten zwei Männer aus der Haustüre, gehen hastig zur Garage hinüber. Bernhard springt auf: «Das ist ja mein Vater! Ist er hier in der Stadt?» und will ihnen nacheilen. Regula hält ihn mit einem harten Griff zurück. «Bleib da! Sie haben sich verspätet. Vater rast mit ihm zum Bahnhof. Sie erreichen den Zug wohl kaum. Dann kannst du stundenlang mit deinem alten Herrn sprechen. Komm, wir verstecken uns, sonst trifft uns das Licht der Scheinwerfer.» Widerwillig gehorcht er dem Mädchen. Der Wagen wendet und saust davon. Bernhard schaut dem Wagen nach und sagt mit Bedauern: «Das ist jetzt ein Pech! Wenn ich gewußt hätte, daß mein Vater hier in der Stadt ist. Ich hätte so gerne mit ihm gesprochen, hätte viel zu fragen.»

Ein kühler Arm legt sich um seinen Hals, eine sanfte Hand fährt ihm über die Haare, eine schmeichelnde Stimme flüstert: «Tröste dich. Du brauchst nicht lange zu warten. Sie sind zu spät. Sie kommen beide bald zurück. Dann kannst du die halbe Nacht mit ihm reden. Ich verschwinde jetzt, mein Lieber, schlüpfe in mein Bett, bevor der gestrenge Erzieher heimkommt und schlafe selig, wenn er tobt. Tschau, mein guter Knabe, und mach's gut morgen früh!»

Ein Sprung über die Rosen, ein Winken, und schon ist die hüpfende Mädchengestalt in der Haustürnische verschwunden.

Der kleine Theodor begrüßt ihn zuerst.

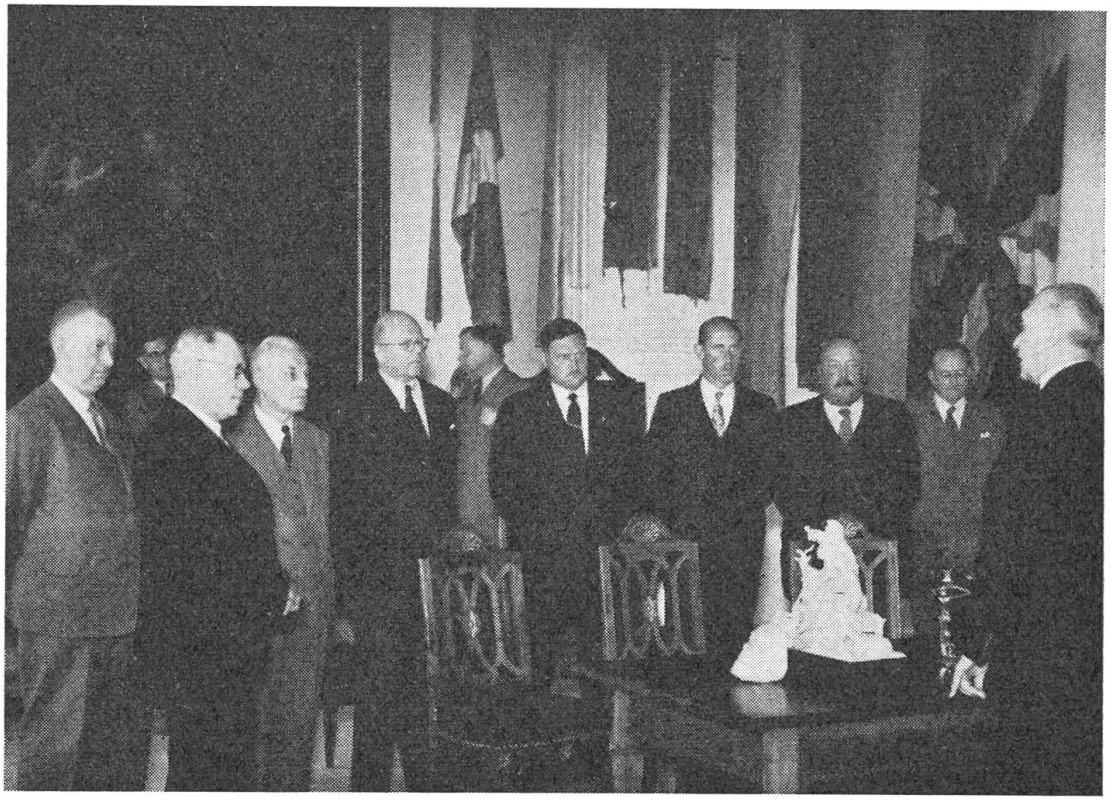
Im Sommerglanz, umspült von leichten Wellen des Vierländersees, liegt das Dorf mit Kirche und Kapelle, mit hablichen und bäuerlichen Häusern, mit Hotels und Gasthöfen, mit Werkstätten und Schiffshütten in eine Bucht gebettet. Den Hang hinauf verzettelt stehen Ferienhäuser und Chalets, lassen ihre Wände von der Mittagssonne bräunen und blicken über die blaue Fläche und hinüber zu den bewaldeten Bergen.

Eine Bergstraße führt den Wanderer in milder Steigung in die saftigen Matten der Heimwesen hinauf. Nach einigen Kehren gelangt er auf einen weiten, ebenen Boden,

der auf der einen Seite von einem felsigen Wald abgeschlossen wird. Dort steht ein schmuckes Bauernhaus, hat schon viele Stürme und Unwetter überdauert, schon oft den See vom Föhn gepeitscht und tobend gesehen und durch manche Nebelnacht auf die Morgensonne gewartet. Seine Fenster blitzen im Sonnenschein. Die Spalierbäume ranken sich bis zur ersten Fensterreihe hinauf, und ein munterer Wasserstrahl sprudelt in den Brunnen. In respektabler Entfernung steht ein Speicher, noch dunkler gebräunt, mit silberhellen Schindeln bedeckt, ein Zeuge längst vergessener Zimmermannskunst. Auch vor seinen Fenstern leuchtet, wie beim behäbigen Nachbarn, das Rot der Geranienblüten.

Das Heimwesen hat vor Jahrhunderten seinen Namen «Burgboden» zurecht verdient. Heute stehen auf den Felsen im Wald nur noch verfallene Mauern, wuchern Strauch und Baum auf den festgefügten Steinen.

Dort hinauf fuhr an einem milden Abend ein eleganter, heller Wagen und blieb bei der Abzweigung zum Burgboden stehen. Ein breitschulteriger kräftiger Mann entstieg dem Automobil, ging über die abgemähte, ebene Matte bis zum Hag, wo er die unterliegenden Heimwesen, den See, die Obstbäume, Haus und Speicher überblicken konnte und blieb dort stehen. Lange verweilte er dort, ließ seine Blicke über die prachtvolle Landschaft wandern, schaute dem Bauern zu, der die Kühe zur Tränke führte. Blickte dann wieder hinauf zum Wald und bis in die felsigen Berge, von denen der Schnee noch in vielen Runsen glänzte. Er betrachtete den Boden, nahm eine Handvoll Emd auf, hielt es vor sein



Im vergangenen Jahr verstarb Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer. 1950 besuchte er die Nidwaldner Regierung im Rathaus in Stans.
Regierungsrat Remigi Joller, Landesstatthalter Dr. Josef Odermatt, Landammann Otto Wymann und die Regierungsräte Ernst Zgraggen, Remigi Blättler, Werner Blättler, Otto Odermatt, Josef Wyrsch

Gesicht, ging einige Schritte dem Hag nach, setzte sich auf die oberste Latte und blickte zum Dorf hinunter und dem weiten Ufer nach und zum Fischer hin, der die Netze auswarf. Das Kinn auf die Hand gestützt, blieb er eine Weile sinnend sitzen.

Ein kleiner Bub mit einem Stecken kam von hinten auf ihn zu, stupfte ihn und sagte: «Bist du schon lange da?» Der Mann mit den strubbeligen Haaren wachte aus seinem Träumen auf, schaute zurück und lachte: «Ei schau da, der kleine Theodor! Du bist größer geworden und braun.» «Schon lange bist du nicht mehr bei uns gewesen», redete der Bub, «ich laufe schnell zur Mutter, sie ist am Kochen.» «Nein, bleib nur da, kannst mit mir fahren, komm, gib mir die Hand.» Dann gingen die beiden zum Auto hinüber, der Bub plaudernd und auf seinen bloßen Füssen hüpfend, der Mann mit großen Schritten. Lachend und jauchzend fuhr Theodorli zum großen schönen Haus hin und rief schon von weitem: «Der Hermann ist da, der Hermann ist gekommen. Ich habe ihn zuerst gesehen! Mutter, Mutter, der Hermann ist da!»

Frau Martha warf einen Blick aus dem Küchenfenster, trocknete sich die Hände an der Schürze, nestelte sie hastig los, warf sie auf den Stuhl und eilte die Stiege hinunter. «Nein, ist das eine Überraschung, Hermann, grüß dich Gott. Jetzt habe ich aber Glück gehabt. Heute morgen habe ich in deiner Stube und Kammer abgestaubt und die Wespen verjagt.»

«Guten Abend, Martha», begrüßte er sie mit kräftigem Handschlag, «das ist immer so bei dir. Im rechten Augenblick spürst du, daß ich komme. Wie geht's?» «Uns geht es allen gut, Gott sei Dank», sagte die Frau und schaute ihn prüfend an, «aber du, Hermann, du siehst nicht eben frisch aus. Kannst du bleiben? Hast du ein paar Tage Zeit?» Martin, der Sekundarschüler, kam herzu und Agatha, seine ältere Schwester. Derweil hatte Veronika den Vater aus dem Stall geholt, und so strömte die ganze Familie auf dem Steinplatz vor der Stiege zusammen. Ringsum freundliches Grüßen und frohe Gesichter, von denen mindestens drei gleichzeitig auf Hermann einredeten.

Er löste sich aus dem Kreis, ging zum Auto hin und kommandierte: «Du, Theodor, nimmst die kleine Mappe, Martin trägt das Paket zu mir hinauf, Agatha bekommt die schwere, dicke Aktentasche und Veronika den Koffer. In zwei Minuten ist die ganze Züglerei vorbei.» «Und die Schokolade?» frägt der kleine Bub. «Ist im Koffer zu unterst und kommt erst morgen zum Vorschein», lachte Hermann und stieg hinter den Trägern hinauf. Veronika sprang voraus, öffnete die vier Fenster in Hermanns Stube, warf einen Blick in das Schlafzimmer, richtete die Zeiger der Wanduhr und zog die Gewichte an den Ketten hoch. «Willkommen in deinem Haus», bietet es ihm nochmals die Hand, «ach, wenn du doch nur recht lange bleiben kannst, hast gewiß wieder zuviel Arbeit mitgenommen.» «Ich danke dir, Veronika, für dein Willkomm», sagte er, klatschte in die Hände. «Und jetzt Verschwindibus! Sobald die Mutter das Essen gerichtet hat, rufst du mir, Theodorli!»

Die eiligen Füße verschwanden im Wirbel zur Türe hinaus. Hermann zog seine Pfeife aus der Tasche, ließ alles liegen und stehen, nahm einen Stuhl und setzte sich ans Fenster. Er schaute in den goldigen Abend hinaus und seine Züge wurden wieder ernst. Erinnerungen aus vergangenen Jahren wurden wieder wach, längst versunkene Bilder tauchten wieder auf.

In dieser Stube haben seine zwei Schwestern geschlafen. Später durfte er hier einziehen und seine Bücher und Hefte einräumen. An diesem langen Tisch hat er seine Doktorarbeit in die endgültige Form gebracht und sich auf das Anwaltsexamen vorbereitet. Aus diesem Haus sind nacheinander die beiden Schwestern zu ihrer Hochzeit ausgefahren, und hat der Leichenwagen Vater und Mutter im gleichen Vierteljahr geholt. Von hier aus wurde er zur Taufe getragen, und hier sind seine Vorväter zur Welt gekommen bis weit ins vorherige Jahrhundert hinein. Und nun soll er von hier ausziehen und sich mit Haut und Haar, mit Seele und Leib der Stadt ausliefern. Rosa verträgt keinen Stallgeruch, wenn er von hier zurückkommt. Rosa will

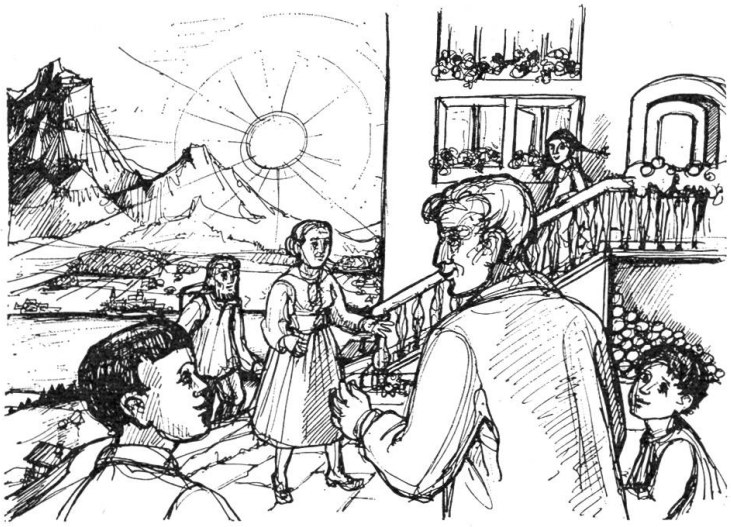
seine Wurzeln aus diesem Boden ausreißen. Sie verträgt seine Liebe zur angestammten Heimat nicht. Sie drängt ihn zu dieser Entscheidung. Er kennt ihre Kraft und die Mittel, die sie gebraucht, um ihr Ziel zu erreichen.

Allein und in Ruhe die Entscheidung treffen.

Der kleine Bub weckte ihn aus seinen Träumen und Qualen. Er klopfte an die Türe, kam lachend herein mit erhobenem Finger: «Der Tisch ist gedeckt, komm geschwind, Bohnen, Speck und heiße Wurst, ein Festessen wegen dir!» Da half kein Zaudern und Wehren, Theodorli zog ihn an der Hand, den Fuß gegen den Stuhl gestemmt. «Komm doch jetzt, es riecht wie im Paradies. Ich habe einen Mordshunger!»

Die Familie saß schon um den Tisch. Arnold hat seinen väterlichen Sitz leer gelassen. Hermann mußte wie immer obenan Platz nehmen, zum Zeichen, daß er der Meister und Arnold der Pächter ist. Und alle warteten, bis Hermann vor dem Teller saß, das Kreuzzeichen machte und mit dem Tischgebet begann.

Während dem Essen sprachen nur die Großen. Wenn der kleine Theodor vorlaut ein Wort dazwischenreden wollte, genügte ein scharfer Blick der Mutter. Arnold berichtete vom Ertrag, von den Kühen und Schweinen und wie sie das Heu gut unter Dach gebracht haben. Frau Martha begann nochmals zu rühmen, wie die neue Kücheneinrichtung praktisch sei und wie sie Hermann nicht genug danken könne, daß er ihr damit den ganzen Haushalt erleichtert habe, und erst die Waschmaschine und das Bad. So wie sie schätze, habe ihn das eine Unsumme Geld gekostet. Er in der Stadt habe ja sozusagen nichts davon. Auch hier profitiere er kaum davon, wenn er so selten komme. «Ja, ich weiß nicht», sagte Hermann und machte damit dem reichlich gespendeten Lob ein Ende, «ich weiß nicht, mit meinem Kommen wird es immer schwieriger und vielleicht ist überhaupt bald aus damit», schaute dabei auf die Kinder, die mit großen und verdutzten Augen über den Tisch zu ihm heraufblickten und fuhr dann mit einem munteren Ton in der Stimme fort: «Soviel ich weiß, habe ich euch das letzte Mal versprochen, von den Hochhäusern zu erzählen, die vier-, fünfmal so hoch sind wie unser Kirchturm.»



«Hast du ein paar Tage Zeit? Kannst du bleiben?»

Nun kam Leben in die Gesichter der jungen Leute. Hermann erzählte von seiner Reise nach Amerika, von New York und seinen Straßenschluchten, von der Negerrevolution und dem weißen Haus in Washington. Die Kinder rutschten während dem Erzählen immer näher herzu und

Theodorli landete zuletzt auf Veronikas Schoß.

Der Mond legte einen Silberglanz auf den See und zauberte geheimnisvolle Schatten auf die Matten. Hermann wollte noch ein wenig von der köstlichen Bergluft einatmen und ging nach dem Essen mit Arnold über die Matte. Er erkundigte sich nach dem Wohlergehen von Arnolds Vater und fragte, ob er immer noch an seinem alten Zorn kaue? «Er ist doch jetzt schon weit über die siebzig hinaus. Es wäre bald an der Zeit, die vergangenen Zeiten zu vergessen und dann und wann einen Blick auf die Ewigkeit hin zu tun.»

Arnold gab darüber ungern Auskunft. Es habe sich leider nicht viel geändert. Für ihn sei es nicht leicht zuzuschauen, wie sein Vater das Heimen abwirtschafte, seine Kräfte verbrauche, von ihm keine Hilfe annehme, und wie ennet dem Hag in seinem Vaterheimen das Land vermoose. Er habe jetzt zwar einen jungen Knecht aus dem Meiental, einen guten und fleißigen Burschen, aber der verstehe auch nicht viel vom neuzeitlichen Wirtschaften und müsse eben so schaffen, wie der Vater diktiere. In letzter Zeit sei der alte Mann oft wegen seinem Herz gezwungen worden, in der Kammer zu bleiben, und es sei soweit besser geworden, daß er etwas Pflege und kleine Dienste von Veronika annehme. Aber sein Starrsinn und der Setzkopf sei nicht viel linder geworden.

Bei diesen Worten blieb Hermann stehen, kehrte um, ging auf das Haus zu und sagte: «Ja, ja, mein guter Arnold, die Starrköpfe scheinen hier in der Gegend üppig zu gedeihen.» Weiter wurde nichts mehr gesprochen. Hermann stieg in seine Stube hinauf, zog den Rock aus und setzte sich an den Tisch. Aus seiner Mappe nahm er einen Bogen Briefpapier, setzte das Datum hin und die Anrede: «Meine liebe Frau!» Das Kinn in die Faust vergraben, starrte er auf das weiße Blatt und suchte den schicklichen Anfang. Der beredte Anwalt, der berühmte und gefürchtete Redner, fand keine Worte. Er suchte Pfeife und Tabak, paffte die Stube voll, vergrub seine Finger im Haarschopf, schaute in das bleiche Mondlicht hinaus und kam dabei nicht über drei Zeilen hinaus.

Längst war im Haus Ruhe eingekehrt, schlummerten die Kinder und träumten von Amerika. Immer noch hielten Hermanns Finger den sprungbereiten Federhalter, und immer noch gähnte die leere Seite ihn an.

Auf dem Steinplatz ertönten eilige Schritte, ein Poltern die Stiege hinauf, Pochen an der Türe, Rufen, Reden und Flüstern. Der Meientaler-Knecht vom Nachbarheimen war gekommen und bat, den Arzt zu rufen, dem alten Arnold sei es ins Herz gefahren, er liege bleich und matt und bekomme keinen Atem.

Frauen sind in solchen Fällen schneller wach. Die Mutter sprang ans Telefon. Veronika schlüpfte in Rock und Bluse und lief auf bloßen Füßen den Rain hinab, bis Arnold seine Hosen gefunden und den Schlaf aus den Augen gerieben hatte. Nach langem, ungeduldigem Warten meldete sich eine Stimme im Arzthaus, der Herr Doktor sei vor einer halben Stunde zu einem schweren Autounfall gerufen worden.

Der Schreiber in seiner Stube vernahm die aufgeregten Worte und die Ratlosigkeit der Leute. Er ließ seinen Briefbogen nicht ungern liegen und stieg die Treppe hinab. Die Verwirrung steigerte sich. Frau Martha rannte Veronika nach. Arnold jammerte und warf die Hände in die Luft. Sein Landrover sei ausgerechnet heute zur Reparatur im Dorf. Und wenn er dort unten in die Kammer hineingehe, dann bleibe dem Vater auch noch der letzte Atem weg.

«Komm, setz dich an den Tisch», sagte Hermann. Holte aus der Küche Flasche und Gläschen und schenkte einen kräftigen Schnaps ein: «Trink, Arnold, das weckt den Verstand und gibt dir die Ruhe. Wir wollen einmal abwarten, was die Frauen berichten.» Geschlagen und gequält griff der Mann nach dem kleinen Glas, es zitterte in seiner Hand. Dann legte er beide Fäuste auf den Tisch und sagte: «Ich bin auch daran schuld. Ich hätte früher nachgeben sollen. Immer wieder den Versuch machen müssen. Vielleicht hat er darauf gewartet.» Und dann nach langem Schweigen: «So ist es nicht recht. Er ist doch

mein Vater, und ich glaube, mit Gutsein hätte ich doch etwas erreicht.» Arnold wußte nicht, wie seine Worte dem Mann aus der Stadt ins Herz hineindrangen.

Der Knecht kam in gähem Lauf zurück und berichtete, Frau Martha wisse nur den einen Rat, so schnell wie nur möglich mit dem Vater ins Spital. Jetzt sprang Arnold in die Kammer und Hermann die Stiege hinauf. Dann leuchteten die Scheinwerfer des Autos auf, schwenkten auf die Straße ein. Arnold, den Tschopen in der Hand, setzte sich neben den Mann am Steuer und beide fuhren schweigend die Straße hinab und dann auf dem holperigen Weg zur «Bluemeten» zurück.

Dort lag der Kranke in eine Wolldecke gewickelt mit geschlossenen Augen auf einem Brett am Boden und schöpfte mühsam Atem. Veronika kniete daneben, trocknete ihm den Schweiß und weinte. «Es geht ihm jetzt schon etwas besser. Ich habe ihm das Herz mit Kirschwasser eingerieben und ihm ein paar Tropfen eingegeben», sagte die Mutter, «geht sorglich mit ihm um. Veronika soll mitkommen, er ist sich besser an sie gewöhnt. Er soll nicht erschrecken, wenn er die Augen aufmacht.»

Der hagere, ausgemergelte Leib war nicht schwer zu tragen, aber das Einbetten in den Wagen machte viel Mühe. Mit Mutters Strümpfen und Schuhen, setzte sich das Mädchen zu dem Ohnmächtigen und redete ihm während der Fahrt gut zu. Die beiden Männer sprachen kein Wort. Jeder war von seinen eigenen Gedanken erfüllt. In seidenweicher Fahrt glitten sie durch das stille nächtliche Dorf, dem See entlang und wieder durch Dorf und Weiler bis zur Einfahrt zum Spital.

Der Kranke lag auf einem Brett am Boden und schöpfte mühsam Atem.

Mutter hatte Bericht gegeben, Schwester und Wärter standen bereit. Hermann gab Bescheid, er komme in einer Stunde wieder, dann stieg er in den Wagen und fuhr die Straße zurück. Unter der Linde stellte er den Wagen ab, sah in keinem Fenster Licht und ging die wenigen Schritte zum Haus des Apothekers. Die Nachtglocke läutete in hellem Klang. Nach einiger Zeit fiel ein Lichtstrahl auf die Straße und eine Frauenstimme rief: «Wer ist da?»

So kam Hermann lange nach Mitternacht in die Stube seines Freundes, der schlaftrunken und nicht eben salonfähig bekleidet, mit großem Erstaunen den unerwarteten Gast begrüßte. «Entschuldige bit-

te, wenn ich zu so ungewohnter Stunde deinen guten Schlaf unterbreche», sagte Hermann, «ich will dir nur sagen und will es jetzt noch sicher festhalten, bevor mich der Morgen wieder auf andere Gedanken bringt. Ich fahre noch diese Woche zu meiner Frau.» Dann berichtete er, wie er nach dem Mittagessen plötzlich den Entschluß gefaßt habe, in der Stille auf dem Burgboden Ruhe und Klarheit zu suchen. Nun sei ihm in der Nacht auf andere Weise der Entscheid auferlegt worden. Die Worte seines Pächters hätten ihn aufgeweckt.

Ein Haß so schwarz wie des Teufels Schwanz.

Im Haus auf der «Blumeten» schlief der junge Knecht aus dem Meiental ruhig und selig und hörte kein Wort von dem Gerede der beiden Frauen im unteren Stock. Adelheid, die alte Haushälterin, noch immer Tränen in den Augen und immer einen Tropfen unter der Nasenspitze, wurde von ihren Gefühlen hin- und hergerissen. Der Schmerz über die Trennung von ihrem Meister, den sie seit dem Tod seiner Frau bemuttert und in seiner Feindschaft gegen den Sohn bestärkt hatte, wühlte in ihr. Sie kochte vor Wut, weil nicht sie den kranken Mann ins Spital begleiten durfte. Sie saß auf einem wackeligen Stuhl in der Küche, die wie eine Räuberhöhle aussah. Ungewaschene Pfannen, letztwöchiges Geschirr, Handtücher von schmutzigen Flecken steif geworden. Zeitungen lagen auf dem Boden, dessen Löcher mit Linoleumstücken und Kistenbrettern überdeckt waren.

In diesem düsteren Loch, das nur durch eine schwache elektrische Birne erhellt wurde, die an zwei geringelten Drähten an der Decke hing, versuchte Frau Martha etwas Ordnung zu schaffen. Zuerst hatte sich die alte Adelheid mit Händen und Ellbogen gegen diesen Eingriff in ihr Reich gewehrt, nun saß sie erschöpft inmitten dieses Chaos und schimpfte: «Verhext hat er ihm die Kühe, dein Mann. Und du hast ihm dabei geholfen. Seit einem Jahr, ich weiß den Tag und die Stunde genau, haben wir Krankheit und Unglück im Stall, und das Elend will nicht aufhören. Aber das ist ja nicht zum Verwundern, wenn der eigene Sohn nicht warten kann, bis der Vater stirbt. Wenn der eigene Sohn dem Vater die Milch aus den Eutern und die Birnen am Baum vergönnt, nur weil er seinerzeit hier auf dem Heimen nicht nach seinen neuen verfluchten Methoden alles auf den Kopf stellen konnte.»

«Aber Adelheid», sprach Frau Martha beruhigend, «was hast du dir in den Kopf gesetzt. Wir können nicht hexen und wollen es nicht und wünschen dem alten Vater nur Gutes.» «Scheinheiliges Pack, frommes Getue und ein Haß, so schwarz wie des Teufels Schwanz», höhnte die zitternde Magd, «das ist alles, was wir von euch zu spüren bekommen. Warum heißt das Heimen «Bluemeten», weil hier weitum der beste Boden war und das Gras so kräftig wie Wildheu. Und jetzt, Heu wie Streue, und das nur wegen euerm Bann. Kerngesund war der Meister bis vor einem Jahr. Du hast ihn auf dem Gewissen und dein Mann. Der ewige Streit läßt ihn nicht schlafen und nicht schaffen, und das Geld wandert zum Viehdoktor.»

«Ist ja alles nicht so, wie du dir einbildest, Adelheid», begann Frau Martha wieder, «wir haben keinen Streit und keinen Haß. Mein Mann hat den unseligen Tag schon lange vergessen und begraben, da er mit Fluchen und Schimpfen und mit dem Holzschuh aus dem Haus gejagt wurde. Denk doch, wenn wir gerne streiten würden, dann hätten wir euch doch nicht immer wieder den Bub und die Mädchen zur Hilfe geschickt.» «Alles Heuchelei, alles nur wegen den Leuten», fuhr die Alte dazwischen, «Kirchenrat will er werden, der Arnold, darum spielt er den Scheinheiligen. Aber daß du es nur weißt, die Veronika, die macht bei euerem bösen Spiel nicht mit, die ist gut, die hat noch ein Herz, ein sauberes, lauteres Mädchen und hat den Großvater gern. Die läßt sich nicht verhexen.»

Frau Martha ist während dem Reden in die Kammer gegangen und hat Vaters Bett abgedeckt, hat die zerrissene Matratze gewendet. Aber flink kam Adelheid ihr nach und schrie: «Laß die Hände davon! Willst

Ein Blick in unser Land über den Lopper hinweg auf den Rotzberg, den Stanserboden, Waltersberg und Buochs im Kranz der winterlichen Berge.

Foto J. Brühwiler, Hergiswil

wohl noch nach dem Geld suchen! Ist dir noch nicht genug, daß er von allen Kräften gekommen ist. Kannst nicht warten, bis er tot ist, willst ihn noch vorher beerben und ausrauben!» Ohne auch nur mit einem ärgerlichen Wort auf die gehässigen Vorwürfe einzugehen, sagte Martha: «Nein, schau, dieses Bett muß doch geflickt und hergerichtet werden. Wenn der Vater zurückkommt und noch Pflege haben muß, soll er doch bequem und gut liegen können.» Aber Adelheid riß mit allen Kräften an Marthas Arm, sprang herzu und legte sich auf die Matratze, als hätte sie mit letzten Kräften einen goldenen Schatz zu behüten.

«Ja, so ist's recht, leg du dich ein wenig hin zum Verschnaufen», sagte Martha lächelnd, «schließlich bin ich ja froh, wenn ich nicht die ganze Nacht putzen und fegen muß. Aber die Bettücher und Bezüge und die Küchenwäsche nehme ich mit. Weißt, du bist dann auch froh, wenn Vater zurückkommt und der Doktor etwa noch zu Besuch kommen muß, dann ist alles schön sauber. Ich kann das in der Maschine viel leichter waschen.» Mit Schrecken im Gesicht sprang die alte Magd auf. «Nein, das laß ich nicht! Willst ihm die Leintücher auch noch verhexen, daß er auch im Bett keine ruhige Stunde mehr hat! Das würde euch passen!»

«Geh du jetzt zur Ruhe, Adelheid, wir haben beide ein wenig Schlaf nötig. Mußt keine Angst haben. Ich lasse dir alles da und will dir nichts Böses antun. Kannst mir Bericht geben, wenn dir Veronika helfen kann. Komm mit, dann weißt du, daß die Türe gut verschlossen und verriegelt ist, wenn ich draußen bin.» Mit diesen Worten ließ Martha alles stehen und liegen, warf noch einen Blick auf die Unordnung rinsum und ging langsam hinaus und die Stiege hinab.

Unterdessen fuhr Hermann mit Arnold und Veronika vom Spital zurück. Die beiden Männer auf den Vordersitzen sprachen nicht viel. Das Summen des Motors und das sanfte Gleiten schläferten das Mädchen ein. Es hörte schon nichts mehr davon, als Arnold von dem Besuch erzählte, der kürzlich auf dem Burgboden aufgetaucht war. «Ein Hotelier ist dagewesen», begann Arnold zu berichten, «ist lange um den Speicher herumgeschlichen, hat photographiert, hat Länge und Breite abgeschritten und ist dann zuletzt ins Haus gekommen. Er hat mir ein Angebot gemacht, eine unvernünftig hohe Summe, will den Speicher kaufen, abbrechen und bei seinem Hotel wieder aufrichten. Er sagt, die Amerikaner zahlen für jeden Tag, den sie in einem solchen alten Schweizerhaus verbringen können, eine dicke Stange Geld. Hier stehe ja der Speicher leer. Ich habe ihm dann erklärt, es sei dies nicht mein Eigentum, aber ich wolle

mit meinem Meister reden. Was meinst du, Hermann, mit diesem Geld könnte allerhand in Haus und Stall neu eingerichtet und modernisiert werden. Wir brauchen den Speicher nicht. Die Maschinen, für die wir zu wenig Dach haben, können wir nicht jedesmal die schmale Stiege hinaufbugsieren. Und für die Vorräte haben wir Platz genug.»

Die eine Hand am Steuer und zugleich damit beschäftigt, die erloschene Pfeife wieder in Brand zu stecken, sagte Hermann: «Keine schlechte Idee! Und das Angebot kommt just im rechten Augenblick. Jetzt, da ich ohnehin nicht weiß, was ich mit dem Burgboden machen will. Eine ganz origenelle Idee! Was meinst du, ist das sein höchster Preis, oder kann man mit ihm verhandeln, ob er noch mehr bezahlt?»

Eine solche Antwort hatte der Pächter nicht erwartet. Er blieb mit offenem Mund sitzen, schaute zu dem Mann am Steuer hinüber, dessen Gesicht im Wiederschein der Lichter eine vergnügliche Miene zeigte. Er wußte doch, daß Hermann an jedem alten Türschloß, an jedem verzierten Schellenriemen seine Freude hatte. Und dann die Bemerkung wegen dem Heimen, als ob Hermann Geheimnisvolles im Schilde führen würde. Diese Überraschung machte ihn nicht gesprächig. Jedoch wollte er mehr erfahren und begann wieder: «Ich bin dann anderntags in den Speicher hinüber gegangen und habe alles genauer angeschaut. Das Holz ist bis zum Giebel hinauf gesund und stark. Früher haben sie noch besser gebaut und nur Wintergefälltes und Ausgesuchtes verwendet. Ich habe auch unter dem Staub eine Jahrzahl entdeckt, 1628, in hübschen Zahlen eingeschnitten. Muß ein guter Zimmermann gewesen sein, so wie der Dachstuhl geformt und gefügt ist. Schwer, heute einen solchen zu finden.»

Sie fuhren an der Kirche vorbei, schwenkten in die Bergstraße ein. Wieder begann Arnold von dem Speicher zu reden. Aber sein Gwunder wurde nicht gestillt. «Gute Nacht und schlaf wohl», sagte Hermann vor der Türe. Das waren die einzigen Worte, die er noch von Hermann zu hören bekam.

Ein Griff ans Herz, ein jähes Erbleichen.

Der Städteschnellzug von Zürich nach Lausanne, mit einem einzigen Halt in Bern, fuhr mit rasender Geschwindigkeit. Im Polsterabteil saß Hermann, hatte eine Mappe mit Akten, Büchern und Zeitungen bei sich, aber er schaute zum Fenster hinaus. Immer wieder hatte er versucht zu lesen. Und jedesmal legte er die Blätter wieder beiseite. Die innere Unruhe und Spannung verwehrten ihm die Aufmerksamkeit. Zu viele widerstreitende Gedanken fuhren ihm durch den Kopf. Hätte er doch besser telefonieren, sich anmelden sollen? Wurde sein Kommen nicht doch als ein Überfall gewertet?

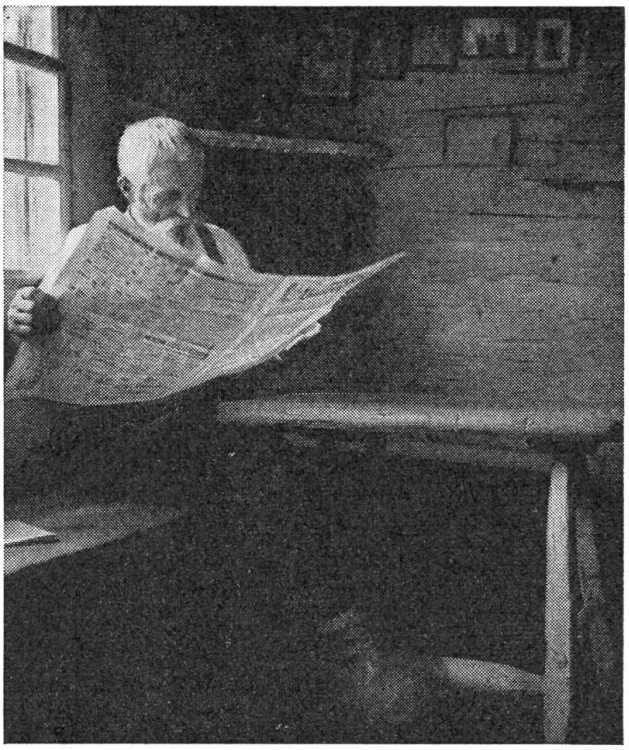
Er kannte die steifen Formen seiner Schwiegereltern, die indignierte Reserviertheit, wenn sich nicht alles nach ihren feinen Gewohnheiten abspielte. Wie oft hatte er ihre Kälte und Überheblichkeit empfunden. Aber auch ihre echt welsche, charmante Liebenswürdigkeit und den Zauber, der von diesen weltgewandten und noblen Menschen ausging, die ihre Anschauungen aus Frankreichs Kultur bezogen.

«Ich gehe nicht als Bittsteller», dachte er, «ich werde nicht betteln. Ich werde meinen Standpunkt sauber und einwandfrei darlegen.» Schon jetzt suchte er die treffenden französischen Ausdrücke aus seinem Sprachschatz zusammen und Begründungen, die Respekt verlangten. Er hatte einen Zeitpunkt gewählt, der zu keiner Einladung zum Essen Anlaß bot.

So stand er also in der Mitte des Vormittags vor der messingbeschlagenen Haustüre, die fein lackiert und poliert im Sonnenlicht glänzte, und drückte auf den Klingelknopf. Er hatte Zeit genug, die bergauf fahrenden Autos und Lieferwagen zu betrachten. Er wußte, daß jetzt im schiefgestellten Spiegel vor dem Fenster im ersten Stock ein Gesicht auftauchen würde und dann ein Flüstern und Raunen durch die Zimmer ging. Er wartete geduldig, bis das Summen zu vernehmen war und sich die schwere Türe mit einem Klick öffnen ließ. Der kräftig gebaute, große Mann vermochte nicht ohne Herzklopfen die teppichbe-

spannten Stufen hinaufzugehen. Noch blieb die Wohnungstüre, deren elegant geschwungene Scheiben mit dichtem, weißem Tüll behängt waren, verschlossen. Nur gedämpft vernahm er das Geräusch von Schritten, das Öffnen und Schließen von Türen. Ein Dienstmädchen mit Häubchen öffnete ihm und führte ihn mit höflichem Gruß in das Empfangszimmer.

Schon lange war er nicht mehr hier gewesen, und doch fand er jedes Bild und jeden Stuhl exakt am altgewohnten Platz. In der Vitrine die hübschen Porzellanfiguren, an der Wand die Miniaturen, die mit feinen Pinselstrichen auf Porzellan gemalt waren, und mächtig, den ganzen Raum beherrschend, das Porträt des Ahnen in der Uniform eines französischen Obersten. «Darf ich Ihnen einen Tee servieren? Oder wünscht der Herr einen Aperitiv?» begann das nette Fräulein zu parlieren. «Nein, danke schön, ich möchte nur gerne mit meiner Frau sprechen.» — «Oder vielleicht eine Tasse Kaffee? Die lange Fahrt ist doch recht ermüdend. Wie bitte? Nur einen Augenblick, ich bringe in wenigen Minuten Kaffee.»



Die Zeitung wird auch in der obersten Urner-Hütte genau studiert.
Foto Leonard von Matt

Die Minuten zogen sich in die Länge. Eine Kaffeemaschine, Täßchen, Tellerchen, Silberlöffelchen, Konfekt und Zigarren wurden in abgemessenen Zeitabständen hereingetragen und vor ihm auf dem niedrigen Tischchen in tadelloser Ordnung aufgestellt, nicht ohne einige nette Worte über das prachtvolle Wetter und die außergewöhnliche Hitze dieses Sommers. Auch Hermann fühlte, wie ihm eine respektable Wärme in den Kopf stieg. Er hörte Rosas Stimme, eiliges Schreiten über die Teppiche und verlegenes Hüsteln. Die halboffene Türe wurde von außen zugezogen. Das Warten begann von Neuem.

Dann endlich rauschte eine leicht gebeugte, mit Goldkette und blitzenden Ohrgehängen geschmückte Dame herein, Rosas Mutter. Sie begrüßte ihn mit einem Lächeln, ohne die Hand zu bieten, und setzte sich in schicklicher Entfernung in einen Stuhl, dessen blumenbestickter Polsterüberzug vorzüglich zu ihrem Kleid paßte. Als hätte sie das altvertraute Du vergessen, eröffnete sie das Gespräch: «Sie haben eine gute Reise gehabt, Herr Doktor? Das Wetter ist wirklich äußerst angenehm.»

Hermann, in einen stilechten aber recht unbequemen Stuhl eingezwängt, seine Ungeduld nur mühsam beherrschend, beendigte das angeschnittene Thema mit kurzen Worten und äußerte höflich den Wunsch, mit seiner Frau sprechen zu können. Auch er verzichtete darauf, sie mit Du anzureden und sagte: «Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Madame, wenn Sie Ihre Tochter Rosa rufen würden.»

Die vornehme Frau lehnte sich würdevoll zurück, ihre Finger spielten mit der kostbaren Halskette und ihre schmalen Lippen öffneten sich nur zögernd. «Sie haben uns, Herr Doktor, in eine völlig ungewohnte Lage gebracht. Wir leiden alle entsetzlich an dem Unrecht, das Sie unserer Tochter angetan haben. Mein Gemahl, bis vor wenigen Tagen bei bester Gesundheit, ist heute nicht imstande das Zimmer zu verlassen,

geschweige denn, Sie zu empfangen. Meine Tochter in Frankreich, mein Sohn in Genf, sie sind entrüstet und empört. Rosa mußte auf ärztlichen Rat einen Höhenkurort aufsuchen, der Befund des Kurarztes ist noch nicht eingetroffen. Ich muß Sie bitten, Herr Doktor, mit meiner Anwesenheit vorlieb zu nehmen.»

Der gewiegte Anwalt erlebte nicht zum ersten Mal, wie eine erwiesene Tatsache in das absolute Gegenteil verkehrt wurde. Er verzichtete, darauf zu bestehen, Rosas Stimme vernommen zu haben und durchschaute das Spiel, das diese kühle, stolze Dame mit ihm treiben wollte. «Ich muß leider feststellen, Madame, daß Sie über das Geschehene nicht wahrhaft orientiert worden sind», begann Hermann mit ruhigen Worten. Schilderte die sonnigen und schattigen Seiten seiner Ehe, die Ansprüche, die an ihn gestellt wurden, und denen er so gut wie möglich zu entsprechen versuchte. Er verschleierte auch nicht, wie sehr die Erziehung seiner Tochter Regula unter der Verschiedenheit ihrer beiden Auffassungen leide. Es habe in seiner Ehe nie ein Zerwürfnis bestanden und auch nicht ein einziger schwerwiegender Vorwurf, denn seine berufliche Arbeit habe ihn nicht zuletzt darum so sehr in Anspruch genommen, weil er, soweit irgend nur möglich, die Wünsche seiner Frau erfüllen wollte, die, offen gestanden, nicht immer bescheiden gewesen seien.

Madame blickte auf die leere Kaffeetasse, erhob sich mit Würde, beugte sich über das Tischchen und versuchte, der Kaffeemaschine eine Nachfüllung zu entlocken, wobei ihre lange goldene Kette über das Tischblatt schleifte. Sie bemühte sich das winzige Hähnchen zu öffnen. «Langeweile, verehrte Dame», sagte Hermann mit betonter Bestimmtheit, «Langeweile ist kein gültiger Grund, die Familie zu verlassen. Ich muß Sie bitten, mir sogleich den Aufenthaltsort ihrer Tochter bekannt zu geben!» Erschrocken schaute die Schwiegermutter in Hermanns Gesicht, empört richtete sie sich auf. Ihre Goldkette verfing sich am zierlichen Henkelchen und warf die Tasse um. Aus der Maschine floß weiterhin Kaffee. Und ein paar Tröpfchen fielen schon auf den Boden. Ein Griff ans Herz, ein jähes Erbleichen. «Mein chinesischer Seidenteppich, welch ein Jammer», stöhnte sie. «Sie sehen, Herr Doktor, Sie bringen nur Unglück über uns.» Sich an die Lehne ihres Stuhles klammernd, blieb sie stehen und schaute zu, wie Hermann mit seinem Taschentuch die Tropfen aufnahm, den kostbaren Teppich tätschelte und den weiteren Erguß dämmte.

«Sie haben sich etwas überanstrengt, Madame», sagte Hermann mit leicht höhnischem Unterton, «darf ich Sie zu ihrer Chaiselongue begleiten? Sie benötigen der Ruhe.» Vielleicht etwas zu kräftig, führte er sie hinaus und bemerkte dazu: «Damit will ich Sie von meiner Gegenwart befreien. Grüßen Sie mir Ihren Herrn Gemahl und Ihre Tochter Rosa und sagen Sie ihr, ich erwarte recht bald einen Brief.»

Vor der Türe nahm das Dienstmädchen die Stöhnende in Empfang. Er sah die beiden im nächsten Raum verschwinden, setzte seinen Hut auf und schloß im Fortgehen leise und sorgfältig die Wohnungstüre, um der verehrten Schwiegermutter keinen neuen Schrecken einzujagen.

Mit dem nächsten Schnellzug nahm Hermann Abschied vom sonnigen Gestade des Genfersees und war nun recht wohl imstande, die mitgenommenen Prozeßakten zu studieren.

Zwischen Maurer und Zimmermann.

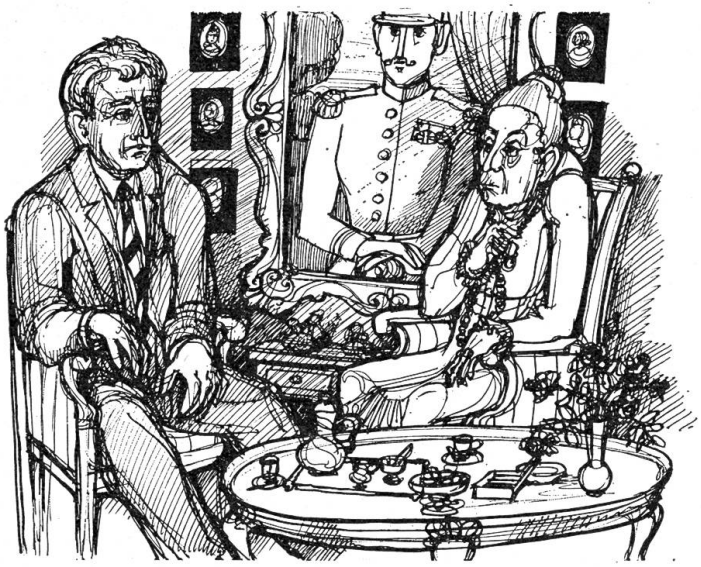
Auf sein Drängen und Zwängen hin wurde Vater Arnold mit dem Spitalauto heimgebracht. Zwei Wochen geeignete Kost, gute Pflege und Medikamente hatten sein Herz wieder gekräftigt. Mit erstaunlich lauter Stimme schimpfte er über die Ärzte, die Krankenschwestern und die Kosten und erlaubte sich sogar, dem Wärter zu entrinnen und zuerst den Kühen im Stall einen Besuch zu machen.

Hinter dem weißen Wagen mit dem roten Kreuz her, fuhr Hermanns Auto den Berg hinauf bis zum Haus auf dem Burgboden. Vier Personen stiegen aus und streckten ihre Glieder. In engangeschmiegten Hosen Fräulein Regula, in seinem Jagd-

rock der Wagenführer, mit Zollstab und Winkelholz der Zimmermann und hemdsärmlig der Maurer. Ohne die Köpfe an den Fenstern zu beachten, schritten sie zum Speicher hinüber und gruppierten sich dort vor der Giebelfront. «Entzückend, phantastisch», hauchte Regula, «ich habe diesen Schuppen noch nie recht angeschaut, der ist ja ein Träumchen!»

Mitten in die Beratung der Männer hinein kam Arnold herzu und lauschte aufmerksam und staunend dem Gespräch. Sah, wie Hermann hinter dem Speicher, die Schritte zählend, ein breites Viereck ausmaß und mit ausgespannten Händen einen Bau in die Luft zeichnete. Zu Arnold gewandt sagte er: «Habe ich dir nicht gesagt, das ist eine ausgezeichnete Idee. Sag deinem Hotelier einen schönen Gruß und was ihm der Speicher wert sei, kann auch für mich recht sein. Jetzt baue ich mir Zimmer, Küche, Bad und was man so braucht, hier an die Hinterwand an. Und im Speicher richte ich mir eine Arbeitsstube ein, in der ganzen Breite und Länge, mit den drei Fenstern auf den See hinaus.

«Aber bitte, Papa, flohfrei und keine Spinnen und Mäuse, sonst komme ich nicht einen einzigen Tag», mischte sich Regula ein. Hermann strahlte in herrlicher Laune und sagte: «Wenn du deine Flöhe im Kopf nicht mitbringst, wirst du hier kein Ungeziefer finden.» Aus seiner Tasche zog er einen enggefalteten Plan, breitete ihn auf dem Boden aus und erklärte den Handwerkern sein Vorhaben. «Windschief, auf der Sonnenseite einen Zoll niedriger, Wespenlöcher und kein Fenster im Winkel», gruchste der Zimmermann. «Der Boden ist gut», meinte der Maurer, «aber was hier schon seit Jahrhunderten gestanden ist, hat seinen festen Sitz. Ein Anbau muß sich die ersten Jahre noch senken.» Mit Kopfschütteln, mit Sinnen und Wägen wurde der Rundgang um den Speicher wieder aufgenommen. Frau Martha kam mit Brot, Wein und Käse, um die Leute zu laben und ihre Neugier zu stillen. Theodorli kletterte über die Holzbeige hinauf, und Martin legte sich ins Gras und studierte den Entwurf.



Hermann durchschaute das Spiel, das die kühle, stolze Dame mit ihm treiben wollte.

Arnold sprach davon, den Aushub zum Ausfüllen einer Senke zu verwenden, Agatha sprach von Vorhängli, die sie nähen wolle, und Veronika sagte: «Ich freu mich halt unsinnig, daß Hermann jetzt mehr zu uns kommt.»

Dieser Besuch der Handwerker brachte der Familie auf dem Burgboden viel Kurzweil und Veränderungen, die sie nicht im Traum erahnen konnten.

Selbstverständlich schießt ein solcher Bau nicht wie eine Rakete aus dem Boden. Nach Regenwochen und nachdem der Boden wieder seine Feuchte verloren hatte, kam mit Pickel, Schaufel und Rucksack ein Handlanger daher und begann den Wasen abzudecken. Er hatte ein schmales, freundliches Gesicht, kohlschwarze Haare und braune, kräftige Arme. Während der Arbeit pfiff er muntere Liedchen und lustige Tänze. Er heiße Christian und komme von der Brennrüti, sagte er. Zum Essen setzte er sich auf die Speicherstiege und ging abends kurz vor dem Einnachten wieder bergauf.

Theodorli schaute ihm stundenlang zu und fragte um hundert und tausend Auskünfte. Frau Martha brachte ihm schon am ersten Tag ein Glas voll Kaffee und blieb eine Weile bei ihm stehen. Arnold führte die Erde fort und befahl, wo das Grien und die Steine gelagert werden sollte. Auch Veronika half bei der Arbeit. Ihre Blicke streiften oft den wohlgestalten jungen Mann und trafen mit dem Aufschauen der dunkeln Augen zusammen. Ob er schon lange bei dem Maurermeister sei, wollte sie wissen. Nein, erst seit dem Abverdienen, er sei im Ausland gewesen und darum erst Jahre zu spät in die Rekrutenschule gekommen. Dann sei er ausgezogen worden und habe damit noch ein gutes halbes Jahr verloren. Weiter redete er nicht gern. Aber die Kühe auf der Weide betrachtete mit lebhaftem Interesse und mit gutem Urteil.

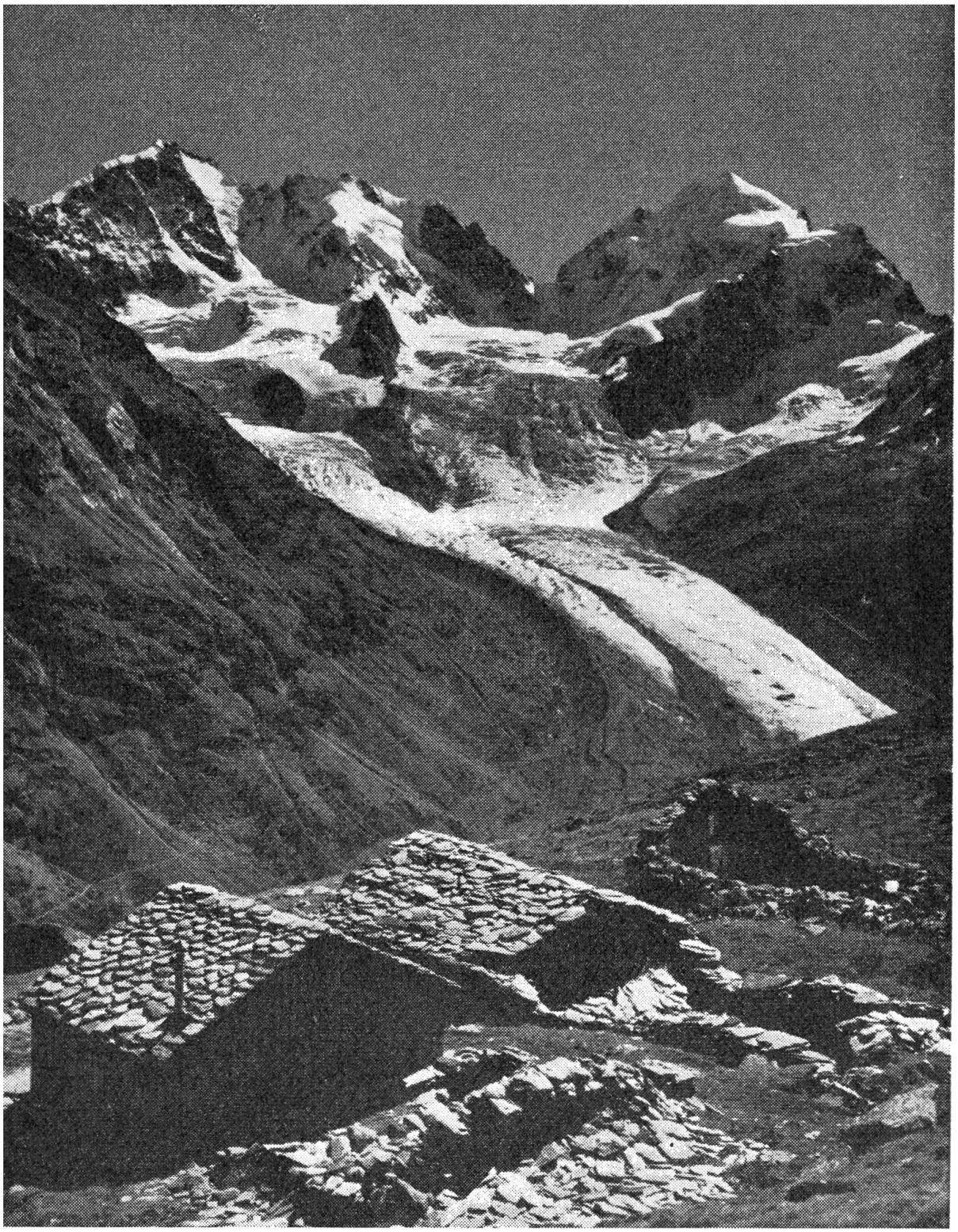
Dann und wann kam der Maurer, prüfte die Maße und den Baugrund, brachte Patronen zum Sprengen der Steine. Dann stießen sie auf Feld. Der Meister nahm sich Zeit, ein gutes Fundament zu legen. Aber auch gerne ein halbes Stündchen oder länger, um bei Frau Martha in der Stube zu sitzen, ein Glas Most mit einem Schnaps zu genehmigen und von seinen Unternehmungen zu berichten. «Einen guten Handlanger habt Ihr uns gegeben», sagte Martha, «fleißig und geschickt. Er soll auf der Brennrüti daheim sein. Ich müßte ihn doch kennen.» Den Kopf hin und her wiegend, meinte der Maurer: «Heutigentags ist man froh um jede Hand, die man bekommen kann, man nimmt gern jeden. Ist gar kein Handlanger, ist gelernter Bauer, seit vielen Jahren fort gewesen, auf großen Höfen. Ist doch als Bub hier aufgewachsen, bei seiner Tante dort oben. Zur Zeit, da eure Aelteste in die Schule kam, war er wohl schon fort in der Sekundarschule. Ich bin mit ihm zufrieden. Er macht's recht, aber ungern, will wieder fort.»

«Bis wann rechnet Ihr mit dem Mauerwerk fertig zu sein?» fragte die Frau. «Kommt auf das Wetter an», meinte bedächtig der Meister, «wohl noch vor dem ersten Schnee, soll dann den Winter durch trocken werden. Bis dann ist der Zimmermann auch so weit.» «Also ist Hermann doch vernünftig und will, wie es gut ist, mit der Jahreszeit bauen. Ist eben ein kluger Kopf, der Hermann», plauderte Martha. Und der Meister tippte mit dem Zeigfinger an seine Stirne: «Der hat's da drin, haufenweise. Nur schade, daß ich für ihn nur so wenig arbeiten kann. Ein Haus, ein Herrenhaus oder eine Fabrik, hundert Meter lang, möchte ich gerne für ihn bauen. Und ich sage Euch, Martha, von der ersten bis zur letzten Stunde, bis zum letzten Ziegel und Verputzwurf, hätte ich mit dem kein Unwort, keinen Streit und keinen Zwist. So einen Bauherrn wie den Hermann trifft man nicht zweimal im Leben.

Tausend Wochen alt, kerngesund und kann nicht schlafen.

Vielleicht wegen dem munteren Plaudern, vielleicht auch weil Veronika dann und wann in der Stube saß und mit den lustigen Äuglein in ihrem hübschen Gesicht so gwunderig zuhörte, vielleicht auch wegen dem selbstgebrannten Bätziwasser, kam der Maurer, mehr als unbedingt nötig war in die Stube auf den Burgboden.

Und merkwürdigerweise wollte Veronika dies Jahr unerkannt viele Gläser mit Beerenkonfitüre einkochen, wollte ganz allein Beeren suchen und fand, die besten Plätze seien weit oben, nahe bei der Brennrüti. Sie sagte aber daheim kein Wort davon, daß sie dort in dem kleinen Berghaus mit der Tante Christians eine gewisse Art Freund-



Bernina, die Königin der Bündnerberge

schaft angebändelt habe. Und auch kein Wort davon, wie wenig sie von dieser über ihren Neffen zu hören bekam.

Ein Italiener, ein flinker Kerl, wurde hergesandt, um die Steine für die Mauern zu behauen und dann die Betonwände bis auf die Bodenhöhe zu gießen. Von nun an brachte Veronika zwei Gläser Kaffee zum Speicher hinüber und war froh, daß der Südländer kein Wort deutsch verstehen konnte.

Herbstwind und Regen trieben die Arbeiter unter Dach, und seither blieb Veronika noch länger aus, bis sie vom Mittagsbesuch im Zugaden zurückkam.

Tausend Wochen alt, kerngesund, von morgens früh bis abends spät an der Arbeit, an der frischen Luft und nicht gut schlafen können, das ist gewiß ein eigenartiger Zustand. Ein gutes Bett, ein eigenes Zimmer, ringsum eine besänftigende Ruhe, die nur vom Ruf des Käuzleins, vom Klang der Kuhglocke oder vom Geheul eines Fuchses unterbrochen wurde. Und doch lag Veronika stundenlang wach mit glühenden Wangen und pochendem Herzen.

Schon oft war es von einer Tanznacht zurückgekehrt, mit Musik in den Ohren und Erinnerungen an Schmeichelworte, aber nie hatte es die kurze Schlafzeit damit vertan, ein Gespräch, einen Blick, oder einen neckischen Zuruf hundertmal zu überdenken. Und jetzt, seit Christian gekommen war, vernahm es mitten in der Nacht seine Worte, den Wohllaut seiner Stimme, erkannte in dunkelster Finsternis sein Gesicht, seine gütigen Augen, freute und ängstigte sich, wurde von mächtigen Gefühlen in Verzückung und von bösen Zweifeln in bittere Not versetzt. Wenn die Ruhe endlich eingekehrt war, schreckte es aus dem Schlummer wieder auf und fand sich, lange vor Tag, vor die gleichen Fragen gestellt.

Die Maurerarbeiten am Anbau waren nun bald beendet. Dann würde Christian auf einen andern Bauplatz beordert, würde aus seiner Nähe verschwinden oder gar ins Ausland verreisen, wie der Meister gesagt hatte. Was wußte es von ihm? Noch kein Wort hatten sie von Liebe, von der Zukunft gesprochen. Nur soviel wußte es in seinem Herzen, daß Christian jeden lieben Blick, jedes gute Wort durstig und hungrig aufnahm und den Augenblick kaum erwarten konnte, bis es in seine Nähe kam.

Wie oft und wie lange hatte es ihm, hinter dem Vorhängli versteckt, bei der Arbeit zugeschaut. Es kannte jede Bewegung, wußte, wie oft er gegen Mittag zu sehnsüchtig zum Haus herüberschaute. Aber es konnte nicht verstehen und nicht begreifen, warum er kein Wort davon über die Lippen brachte.

Die Besuche beim Großvater wurden Veronika zur Qual. Nicht wegen dem Gezeter der alten Haushälterin, nicht wegen dem brummigen, übellaunigen alten Mann, der dem Arzt nicht gehorchen, den Vormittag nicht im Bett verbringen wollte. Nein, weil es so lange Zeit keine Möglichkeit hatte, zum Speicher hinüber zu schauen und zu gehen.

Eines Tages fand Veronika das Haus auf der Bluemeten leer. Vom Stall her drang das jämmerliche Brüllen einer Kuh. Das Mädchen sprang hinüber und fand den alten Mann bleich und vergälstert bei einer Kalberkuh und Adelheid kopfverloren umherrennend. Aus den aufgeregten Worten konnte es entnehmen, daß der Knecht fortgegangen sei. «Ich rufe den Vater», sagte Veronika, «und komme bald mit ihm zurück.»

Aber Adelheid mit ihrem zerzausten Haarschopf stellte sich breit unter die Gadentüre und schrie: «Und wenn die Kuh verreckt und das Kalb erstickt. Dein Vater kommt nicht in unseren Stall.»

«Ich telefoniere dem Tierarzt», rief Veronika im Davoneilen. Auf dem Weg zum Burgboden hinauf zuckte ein Gedanke durch des Mädchens Kopf. Christian war doch im Ausland geschult, war auf großen Höfen in Dienst gewesen, der kann doch helfen. Es schwenkte vom Weg ab und lief zum Speicher hinauf, bat Christian, ihr einen Dienst zu erweisen und mitzukommen. Im Laufschritt und mit großen Sprüngen kamen sie den Rain hinunter. Großvater hatte sich inzwischen auf den Barnen gesetzt, atmete schwer und schaute verzwei-

felt auf die liegende Kuh. «Das ist Christian», sagte Veronika, «der ist mehr wert als der Viehdoktor, komm jetzt mit mir ins Haus hinüber und laß ihn nur machen.» Der alte Arnold ließ sich stützen, kam zitternd auf die Beine und ging mit dem Mädchen folgsam aus dem Stall. Adelheid war von dem Auftauchen des fremden Mannes so erschrocken, daß sie kein Wort hervorbrachte und erstaunt die beiden gehen ließ.

Und in der Tat, die Worte Veronikas bewahrheiteten sich. — Christian war im rechten Augenblick gekommen und half besser als der Tierarzt, der wohl viel später erst erreichbar gewesen wäre.

Auch anderntags und später war nie recht zu erfahren gewesen, warum der Meientaler Knecht so plötzlich verschwunden war. Der Großvater sagte, er habe mit der Adelheid Streit bekommen und sei davongelaufen. Die Haushälterin sprach davon, er habe einen Brief bekommen, sein Vater sei krank, er müsse sofort heim. Die Wahrheit lag wohl so ungefähr in der Mitte. Mit der alten Magd, die schon während der Krankheit der Großmutter und später erst recht ihr allgewaltiges Regiment geführt hatte, war nicht gut Kirschen essen. Nun aber waren die beiden Leute in der Bluemeten übel dran. Einen guten Knecht zu bekommen, war ohnehin ein Kunststück. Einen aus der Nähe zu dingen, war unmöglich, weil die Adelheid weitum als herrschsüchtiges Weibsbild bekannt war. Und wer wollte um diese Zeit auf die Suche gehen, im Land herumreisen, und Zeit und Geld vergeuden.

Das internationale Trachtenfest 1967 in Buochs konnte Trachtengruppen aus vielen fernen Ländern zusammenführen.
Dieser Ausschnitt aus dem farbenprächtigen Festzug zeigt Griechenlands Frauen und Töchter.
Foto Emil Weber, Stans

Veronika half in Haus und Stall. Agatha wurde von Adelheid so halbwegs geduldet, aber der Sohn und seine Frau wurden mit Schimpfen und Geschrei aus dem Gaden gejagt. Und doch wäre eine tüchtige Manneskraft dringend nötig gewesen.

Veronika sah mit Schrecken, daß die Maurerarbeiten beim Speicher sozusagen beendigt waren und begann mit Christian zu reden: «Was machst du, wenn du hier fertig bist?» «Ich weiß noch nicht, was der Meister vorhat. Bis jetzt hat er noch nichts gesagt», gab er Bescheid. Nun stellte das Mädchen die längst ausgeheckte Frage: «Könntest du vielleicht für ein paar Tage in der Bluemeten aushelfen? Wir sind so arg in Not. Wir wissen alle keinen Rat. Mit deinem Meister könnte die Mutter schon reden. Und essen und wohnen würdest du bei uns. Wegen dem Lohn müßtest du gewiß nicht zu kurz kommen, wenn du uns schon diesen Dienst leisten willst. Ich denke mir, es wird jetzt auf den Winter auch immer beschwerlicher, nach Zunachten hinauf in die Brennrüti zu gehen und am Morgen so weit durch den Schnee.»

«Ist kein Vergnügen, dort unten zu werken», sagte Christian und starrte auf den Boden. Aber wie er dann aufschaute, in die bittenden Augen sah, Veronikas Gesicht mit

roten Backen und voll Spannung so nahe vor sich erblickte, veränderte sich seine Stimme: «Ich weiß nicht, wie lange ich noch hierbleibe, kann keine Woche und keinen Monat versprechen, aber wenn es dir so daran gelegen ist und das mit dem Meister in Ordnung kommt, dann kann ich nicht nein sagen.»

Das Mädchen wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. Mit Mühe konnte es sich beherrschen, nur mit Worten zu danken: «Du bist ein Schatz, Christian, ein goldiger Schatz bist du! Laß mich nur machen, ich gehe gleich und bringe alles ins Geleise. Ich danke dir, von Herzen danke ich dir!» Mit einem kräftigen Handschlag bekräftigte es seine Worte und sprang davon.

«Kost und Kammer kann er bei uns haben.»

Nach spätem Feierabend, da endlich Vater und Mutter allein in der Stube saßen, kam Veronika mit einem Korb voll Äpfel auf den Tisch zu, setzte sich und begann zu schälen. Arnold stocherte in seiner Pfeife herum und schaute auf das Amtsblatt. Die Mutter hielt Flickzeug in den Händen und mühte sich, nahe an die Lampe zu kommen. Ohne aufzuschauen, in gleichgültigem Plauderton sagte Veronika: «Ich habe einen Knecht gefunden für den Vater, für die Bluemeten.»

Pfeifengusler und Nadel blieben plötzlich still. «Was sagst du!» staunte die Mutter, «du willst uns zum Narren halten.» Aber das Mädchen sprach ruhig weiter: «Einen Knecht, tüchtig, ausgebildet, landwirtschaftliches Diplom, jung, stark, ein Zufriedener, ein Gmögiger, nur will er nicht in der Bluemeten essen und schlafen.» «Das kann ich verstehen», brummte der Vater, «bei der alten Hexe krümmt sich jeder Magen schon vor dem ersten Löffel Suppe.»

«Nein, ist das möglich? Ist dir ernst?» fragte die Mutter, «ja, Kost und Kammer kann er schon bei uns haben. Sag doch endlich, wen du meinst!» Mit großem Eifer schälte das Mädchen weiter. «Der Christian, man muß nur noch mit seinem Meister reden. Und überhaupt, er ist ja dort nur auf Zusehen angestellt.» Arnold setzte seine Faust hart auf den Tisch und donnerte los: «Christian, das ist ein Trumpf! Das ist genau der Mann, den wir brauchen. Aber der will ja fort! Und ob ihn der Veri, der Baumeister, springen läßt. Kind, das ist ein Hirngespinst!»

Vergnüglich wurde die Pfeife in Brand gesteckt. Eine Hoffnung zog in die Herzen ein und auch ein geheimer Verdacht in Mutters Kopf. Sie schaute mit prüfenden Blicken von ihrer Arbeit auf und traute den munteren Worten ihrer Tochter nur halb. Lange in die Nacht hinein wurde beraten. Und da der Vater müde in die Kammer ging, blieben die Frau und das Mädchen noch beisammen. «Warum will er fort, der Christian, was weißt du von ihm», fragte die Mutter. «Ich kann dir nichts sagen, Mutter, ich weiß so wenig wie du», antwortete das Mädchen mit trauriger Stimme, «nach Amerika will er, wartet noch auf Bericht.»

Das Flickzeug auf den Tisch legend, den Stuhl etwas näher rückend, begann die Mutter: «Schon lange wollte ich mit dir reden. Du weißt nichts von ihm. Man weiß nicht, wer sein Vater, nicht wer seine Mutter ist. Die Tante in der Brennrüti, das ist eine gute Frau. Aber das zu wissen ist wenig. Du aber, Veronika, mein liebes Kind, hast, wie es mir scheint, alle Vernunft und den Kopf ganz und gar verloren. Blind, stockblind müßte ich sein, wenn ich nicht sehen würde, wie du ins Feuer kommst, wenn Christian auftaucht. Wie du ihn mit deinen Augen verschlingst und einfängst. Ein Handlanger, irgendwo her! Wenn er doch als Bauer geschult ist, wie du sagst, und was er ja auch bewiesen hat. Warum schafft er nicht auf dem Land? Bist du denn von allen guten Geistern verlassen? Ich habe dich noch nie so gesehen, habe immer gemeint, es sei ein wenig Verstand in deinem Kopf, und mit dir könne ich einmal viel Freude erleben. Ich muß dir sagen, in letzter Zeit habe ich Angst um dich, und der Kummer läßt mich nicht schlafen. Und jetzt soll er noch zu uns ins Haus kommen! Das geht nicht, das mußt du doch

verstehen! Du darfst dich nicht wegwerfen, wegen leichtsinnigen Schmeichelworten und sehnsüchtigen Blicken ins Unglück hineinrennen!»

«Keine Schmeichelworte, Mutter, keine Verführerblicke», sagte Veronika, «kein verlockendes Versprechen. Ich weiß auch nicht, ob er mich gern hat. Das ist das Unglück und nicht das, was du befürchtest. Ich weiß nur, daß ich in seiner Nähe glücklich bin. Weiß, daß ich für ihn alles auf mich nehmen, alles für ihn tun kann. Er gibt mir kaum die Hand.»

«Dann ist es noch schlimmer, als ich vermutet habe», sagte traurig und bekümmert die Mutter, «so mach doch dem Elend ein End, nimm dich zusammen, steck deinen Kopf ins kalte Wasser im Brunnentrog und wasch dir die Augen aus.» «Hab ich schon gemacht», gab Veronika zu, «hat wenig genützt, kaum eine Stunde. Sag mir Mutter, hast du deiner Liebe befehlen können. Hat sie gehorcht?» Mit einem Blick auf das Bild an der Wand flüsterte die Mutter: «Davon will ich dir ein andermal berichten, es ist jetzt spät. Will dir nur sagen, mir hat die Gnade geholfen einem Mann zu folgen, der wert war, ihm alles zu geben. Ich will den lieben Gott und seine allerseligste Mutter bitten, dir beizustehen, dir die Augen zu öffnen, dich auf den guten Weg zurückzuführen.»

Die eine Not hilft der andern. Und so kam es, daß Christian wenige Tage darnach zum Mittagessen in die Stube kam, sich neben Frau Martha vor einen dampfenden Suppenteller setzte und vor sich Veronikas liebes Gesicht zu sehen bekam. Die Kühe im Bluemetenstall hatten so lange gebrüllt, bis auch der letzte Wiederstand im Burgboden-Haus gebrochen war. Bei jedem Essen wollte Theodorli eine neue Geschichte aus Christians Mund hören. Martin interessierte sich auch heftig, wie man im Ausland wirtschafte und hinter dem Tisch saß ein Mädchen, das jedes Wort mit Augen und Ohren verschlang.

«Schon lange wollte ich mit dir reden, Veronika», begann die Mutter.

Noch bevor der Boden gefroren war, kamen die Elektriker und legten das Kabel für den Strom zum Speicher hinüber. Der Ofensetzer fuhr mit einem Wagen Kacheln die Bergstraße hinauf. Hermann wollte nicht warten, bis der Anbau unter Dach kam. Die große Stube sollte im Winter eingerichtet werden. Grüne Kacheln und ein blattverziertes Fries sollten die behäbige Schreibstube zieren und ein tannenes Täfer aus feinmaserigem Holz die Wände schmük-

ken. Bei Schneetreiben und Guchswind fuhren die Handwerker auf den Burgboden, wollten ihre Transporte noch vor dem Vereisen der Straße ausführen. Auch sie kamen in die Stube zum Essen und brachten Kurzweil, Neuigkeiten, Dreck und nasse Schuhe ins Haus.

Der erste Rauch stieg aus dem Kamin in den Winterabend hinauf. Mit erhobenem Finger belehrte der Ofenbauer die Leute, nur ein kleines, mageres Feuerlein im neuen Ofen brennen zu lassen, aber erkalten dürfe er die ersten Tage und Nächte nie. Langsam müsse er austrocknen, er sei für ein Jahrhundert gut, wenn diese Vorschrift genau beachtet werde. Veronika hörte mit ernster Miene zu und versicherte, sie wolle dafür sorgen, daß die Glut nie ausgehe und die Kacheln nicht eine Stunde die Wärme verlieren.

Wie das muntere Feuerlein ein Geheimnis entlockt.

Ein Versprechen geben ist leicht. Das Versprechen halten ist schwerer. Bissiger Wind kam von den Bergen herab und türmte den Schnee zu hohen Wächten auf. Sternhelle Nächte trieben den Frost in die Täler, Eisbrücken wölbten sich über den Bach, und den Brunnentrog zierte ein Zapfen bis fast an die Röhre hinauf.

In den Mantel gehüllt, über knirschenden Schnee sprang Veronika in der Nacht zum Speicher hinüber, um Holz nachzulegen und die Flamme zu hüten. Ein Stuhl und ein Tisch standen in der künftigen Schreibstube Hermanns. Und doch ließ sich dort in der stillen Nacht so herrlich träumen. Anstatt zurück ins Haus und wieder durch den eisigen Wind hierher zu kommen, gefiel es dem Mädchen, an die warmen Kacheln gelehnt zu sitzen, durch die Scheiben der Fensterreihe auf den See und die Lichter am gegenüberliegenden Ufer zu schauen und seine Gedanken in die Winternacht hinaus schweifen zu lassen. Das Wild im Wald und die Nachtvögel, sonst hörte es keinen Laut. Bis einmal Schritte näher kamen, schwere Schuhe auf die Stufen polterten und die Türe kalte Luft einließ.

Im Schrecken flüchtete Veronika in die hinterste Ecke, sah eine Gestalt näher kommen, eine Hand, die über die Kacheln strich und erkannte Christian. Er ging hinaus, öffnete das Feuertürchen und sagte «Zu spät!»

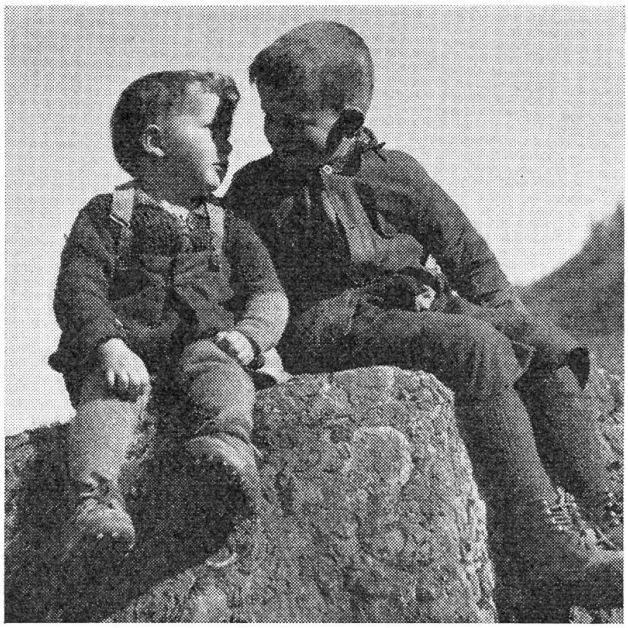
Ein blasser Lichtschein geisterte über den Schnee. Aus seinem Versteck hervortretend, stieß Veronika an den Stuhl, der mit Gepolter umstürzte und rief: «Christian, du kommst immer zu spät!» Es hörte seine Schritte hinausgehen und wiederkommen, dann stand er mit der Stallaterne unter der Türe, vor Staunen steif wie ein Gespenst.

«Was seh ich, du bist da?» sagt er und kann kein Glied rühren, «ich wollte dir einen Gang durch die Kälte ersparen, war noch im Bluemeten-Gaden und dachte, ich schau noch ob der Ofen warm hat.» «Und jetzt hast du ein lustiges Feuerlein angetroffen», lacht Veronika, «komm schau, wie warm ist hier drinnen. Aber tu die Türe zu, sonst muß ich schon um zwei Uhr wieder herumrennen.»

Der junge Mann macht einige Schritte auf die Hobelbank zu, stellt die Laterne hin und lehnt sich an die Wand. Das Flakkern der Flamme geistert über Veronikas lachendes Gesicht, über Christians ernste Züge und über das Täfer, das schon drei Wände bedeckt. «Ich bin dir noch eine Antwort schuldig, eine Woche schon und kam nicht dazu», fängt er an zu reden, «du hast mir gesagt, ‚seßhaft muß ein Bauer sein, sonst ist er nichts wert', ich wollte dir widerreden, das aber kann ich nicht in einer kurzen Minute tun und nicht vor anderer Leute Ohren.» «Ich glaube auch, stehend an der Wand ist etwas unbequem, komm sitz», sagt Veronika, schiebt ihm den Stuhl hin und schwingt sich auf den Tisch, «die nächsten Ohren sind über hundert Schritt weit weg und schlafen, wenn du Fuchs und Kauz nicht mitrechnest. Und an der Zeit wird es jetzt nicht fehlen. Sag mir, warum ein Bauer nicht seßhaft sein soll?» Christian nahm wieder das Wort: «Du hast mir diesen Satz so genau gezielt angeworfen, wohl gewiß zu meinem eigenen Gebrauch. Ich will dir im Vertrauen berichten, warum ich keine Ruhe finde und wieder auf Wanderschaft gehen muß. Meine Mutter ist gestorben, ich

war zwei Jahre alt. Ich kann mich nicht an sie erinnern. Sie muß so gut und lieb gewesen sein, daß mein Vater fast gar umgekommen ist vor Schmerz und Leid. Meine Tante ist ihm beigestanden, seine Schwester, sie war noch ledig damals. Sie hat die Trauer mit ihm durchgemacht und den unersetzlichen Verlust, hat dann auf die Brennrüti geheiratet und mich mitgenommen. Mein Vater, nun ganz allein, hat es in seinem Haus nicht mehr ausgehalten. Die Erinnerungen haben ihn vertrieben. Er hat verkauft und ist ausgewandert, um zu vergessen. Geld hat er meiner Tante zurückgelassen, Kostgeld und für die Ausbildung und für die Überfahrt, wenn ich erwachsen sei. Er hat mir Briefe geschrieben. Ich konnte noch nicht lesen. Sie waren voll von Vaterliebe und von Sehnsucht. Ich bin sein einziges Kind. Er hat meiner Mutter die Treue gehalten.»

Jetzt erst kommt er von der Wand her näher, sitzt auf den Stuhl, stemmt die Ellbogen auf die Knie und schaut in die Hobelspäne auf dem Boden. Mit keinem Wort und keinem Laut unterbricht Veronika sein Reden. Christian spricht weiter: «Immer wieder hat er Geld geschickt, hat mir geraten, die Schulen zu besuchen und in Großbetrieben Erfahrungen zu sammeln, bis vor zwei Jahren. Seither habe ich keine Nachricht von ihm bekommen. Meine Briefe gingen verloren oder kamen zurück. Ich habe den Militärdienst absolviert und gewartet. Habe glauben müssen, er sei gestorben, umgekommen, weil in seinem Land Revolten und Negerunruhen gewesen sind. Ein Bekannter, der auch drüben ist, hat meiner Tante geschrieben, er habe meinen Vater gesehen, er sei alt geworden. Ich habe geschrieben und gefragt. Sobald ich Bericht erhalte, wo er ist, gehe ich zu ihm. Ich warte jeden Tag. Darum habe ich keine Stelle mehr gesucht und nur kurzfristig Arbeit übernommen. Und jetzt bist du da. Seitdem ist mir das Warten leichter geworden und oft denke ich, es wäre gut, wenn kein Bericht kommen würde. Am Tag und in der Nacht fürchte ich mich vor der Nachricht, die mich über das Meer ruft. Und wenn ich dann wieder Vaters Briefe, die letzten und die alten, die schon vergilbt und verblaßt sind, wenn ich diese wieder in Händen habe und lese, dann weiß ich, ich muß zu ihm. Von dir kann ich nicht erwarten, daß du nachkommst, aus dem Sicheren ins Ungewisse, in das ferne, große Land. Verzeih mir, daß ich dir gezeigt habe, wie ich dich gern habe. Ich kann es nicht mehr verbergen. Es ist zu mächtig über mich gekommen.»



Briädere, Bärgbuebe und gueti Frind.
Foto Leonard von Matt

«Christian, mein lieber Christian, warum hast du mir das alles nicht früher gesagt?» frägt das Mädchen mit zitternder Stimme, «jetzt sind alle Rätsel gelöst. Jetzt verstehe ich dich und mir wird es jetzt viel leichter ums Herz, so wie wenn ein Licht in die Nacht hinein getragen wird.» Es geht zu ihm hin, streicht ihm die Haare aus der Stirne, will ihm den Ernst aus dem Gesicht wegscheuchen, legt ihm den Arm auf die Schultern und lächelt ihn an, mit Tränen in den Augen und flüstert: «Du lieber du, jetzt ist doch alles gut. Ich danke dir für diese glückliche Stunde, danke dem lieben Gott für dein gutes Herz. Er wird uns führen, so wie er uns zusammengeführt hat. Das glaube ich, und das ist mir genug. Komm, wir wollen hinübergehen.»

Er richtet sich auf, steht einen Augenblick still. In einer heftigen Bewegung umschließt er das Mädchen mit seinen starken Armen und verschließt ihm den Atem mit einem brennenden Kuß.

Durch die Ofentüre schauen beide Köpfe in die Glut, rote Gesichter von dem Widerschein des Feuers, von der Hitze, die ihnen entgegen und aus ihnen strahlt.

Heulender Wind nimmt sie draußen in Empfang und das Jagen der Flocken, das Stieben, das der Sturm dahertreibt. Sie hätten auch bei Tageslicht nicht befürchten müssen, gesehen zu werden. Das Licht der Laterne vermag nicht drei Schritte weit zu zünden. Vor der Stiege sagt er leise: «Gute Nacht, mein Liebes, ich gehe noch einmal in den Stall. Es ist besser so. Ich danke dir, Veronika, Dank aus vollem Herzen.» «Schlaf gut, Christian!» Diese Worte nimmt der Wind von seinem Mund weg hinaus in das Tosen und Sausen.

Ein schwarzer Tag.

In seinem Anwaltsbüro in der Stadt saß Hermann hinter seinem Pult und studierte Zahlen. Seine Schwiegermutter hatte ihm eine Aufstellung übersandt, Ausgaben ihrer Tochter für die Wochen und Monate seit ihrer Abreise von Zürich.

In ihrer schwungvollen Handschrift und in guter Übersicht waren die verschiedenen Gruppen auf das Blatt gebannt mit der Bemerkung, der Herr Doktor werde ersucht, die Schlußsumme an ihre private Adresse zu überweisen. In großzügiger Weise wurden Einzelheiten nicht genannt. Bei den Stichworten Kuraufenthalte, Arztrechnungen, Kleider und Wäsche, Medikamente und Toilettenartikel, waren gewichtige Summen hingesetzt, Friseur, Trinkgelder, Geschenke warteten mit bescheideneren Zahlen auf.

Hermann zählte die Monate an seinen Fingern ab, begann nochmals Vergleiche anzustellen, dann drückte er auf die Telefontaste. Die Sekretärin kam sogleich dienstbeflißen mit Block und Bleistift herein und fragte nach seinem Begehr. Er überreichte ihr das Blatt und sagte: «Erika, machen Sie eine Photokopie und senden Sie das Original in meinem Auftrag an meine Schwiegermutter zurück mit dem Hinweis, daß Rechnungen nur bezahlt werden, wenn der Aufenthaltsort meiner Frau bekannt gegeben und ich zu einer Unterredung mit ihr eingeladen werde. Die Kopie bringen Sie mir sofort zurück.»

Kaum war das hübsch gekleidete Mädchen verschwunden, nahm Hermann seinen Kopf in beide Hände und versank in Gedanken, die von beträchtlicher Wut gesättigt waren.

Nicht lange konnte er sich dieser Beschäftigung widmen. Seine Tochter meldete sich am Telefon: «Papi, bist du da? Ich muß mit dir reden.» «Wo bist du?» fragte er zurück, «in einer halben Stunde habe ich hier im Büro eine Sitzung. Wenn es vorher sein soll, mußt du dich beeilen.» «Ich renne, ich sause, in einer Viertelstunde bin ich da», und pumbs wurde die Leitung unterbrochen.

Die Akten für die anberaumte Besprechung mußten noch zusammengestellt, geordnet und überflogen werden. Die Geschäfte ließen ihm keine Zeit, den unterbrochenen trüben Gedanken nachzuhängen. Das Pult war bald mit Schriftstücken übersät. Erika mußte ihm helfen, rechtzeitig zurand zu kommen. Mit geröteten Wangen, wie ein Wirbelwind kam Regula hereingestürmt. Fräulein Erika zog sich diskret zurück. Sie sah noch wie sich die Tochter vor das Pult stellte und wie ihre Worte wie ein Schwall heraussprudelten: «Du weißt, daß Mami nur zurückkommt, wenn du dein Landgut aufgibst. Wenn du meinst, ich mache dir noch lange die Dienstmagd, dann bist du falsch gewickelt. Dein Neubau im Bauerndorf ist ja auch wieder ein echter Geistesblitz von dir. Das ist das Maximum!» «Wer hat dir . . .?» Hermann wollte eine Frage in den Worschwall hineinzwängen. Aber Regula hörte nicht zu, sprach aufgeregt weiter: «Ich habe entdeckt, daß Bernhard mit dir unter einer Decke steckt. Ich habe ihm die Nase eingedrückt und ihn stehen lassen. Er redete auf mich ein wie ein Sekundarlehrer. Und übrigens, wenn du dein neues Bauernhaus

nicht aufgibst, dann kannst du wenigstens meinen Freund Jenny, den Innenarchitekten, beiziehen. So viel Rücksicht auf mich darfst du auch einmal zeigen. Das will ich dir sagen, und daß du ab heute abend auswärts essen mußt. Ich wollte morgen nach Gstaad fahren, reise aber jetzt weg. Bernhard hat mich verärgert, und überhaupt habe ich ein Telegramm bekommen, das Tennistournier hat das Programm umgestellt. Eine Wut habe ich, wie zehn Tiger. Du kannst froh sein, daß ich abhusche. Ich melde mich, wenn ich wieder komme!»

Zwei Stunden Sitzung, zwei Stunden Kampf mit auseinanderstrebenden Kräften, messerscharf unterscheiden, hellwach präsidieren, das ist kein Kinderspiel. Ist ähnlich wie im Kasino, wenn die Kugel rollt, voller Spannung und geht um große Einsätze. Bei solchen Besprechungen bleibt die schalldichte Doppeltüre geschlossen und das Telefon bleibt gesperrt.

In gewissen dringlichen Fällen erlaubt sich Fräulein Erika im Sitzungszimmer nach der Heizung und Belüftung zu sehen und die Aschenbecher auszutauschen. Sie kam

Durch die Ofentüre schauen die Beiden ins aufflammende Feuer.

Ohne auf Vaters Einwände zu hören, ohne seinem Rufen Gehör zu schenken, wirbelte Regula zur Türe hinaus.

Der große Mann hinter dem Pult blieb stehen, schaute voll Kummer seiner Tochter nach. Nun, da die Türe ins Schloß gefallen war und sich die harten Aufschläge der Stöckelschuhe entfernten, beugte er sein Haupt und sagte: «Ein Unglück kommt selten allein.»

Auch diesmal fand er nicht Zeit, seine Gedanken zu ordnen. Vom Sekretariat kam der Anruf, es seien bereits zwei Herren zur Sitzung eingetroffen. Also wieder ein Griff nach den Akten, wieder ein Blick in die verschiedenen Dossiers. Dann straffte sich sein Körper. Hermann schritt zur Türe und bat die Herren herein.

und flüsterte Hermann ins Ohr: «Ihr Freund, Herr Luzius, wartet.» Er nickte. Die Verhandlung dauerte fort, zäh, scharf und rücksichtslos.

Endlich rückten die Stühle, verschwanden die Papier, begann das Händeschütteln und Abschiednehmen. Hermann ließ alles liegen und ging mit schnellen Schritten zu seinem Freund hinüber. «Luzius, du Galgenvogel, wieder kommst du ohne zu berichten. Du weißt doch, wie ich gehetzt bin, ein armer Hase unter hundert Füchsen. Aber ich freue mich halt doch, daß du da bist. Nur noch eine Sekunde. Ich bin gleich wieder bei dir.» Der gute Freund hatte kaum Zeit zu grüßen und die dargebotene Hand zu fassen, schon war der Anwalt wieder verschwunden. Und die

Sekunde dehnte sich zu Minuten, zu vielen Minuten. Luzius hatte schon eine Stunde gewartet und zehnmal auf die Uhr geschaut, den Fahrplan studiert und die Entfernung zum Bahnhof abgeschätzt. «Er ist am Telefon», sagte Erika und zeigte auf das grüne Licht an ihrem Apparat. Er wird gleich kommen.

Er kam mit Hut und Mantel, griff dem Freund unter den Arm und sagte: «Komm, wir gehen essen, pikantes indisches Reisgericht mit Pflaumen!» «Ich kann nicht, lieber Hermann», wehrte sich Luzius, «können wir nicht ein paar Augenblicke hier in deinem Büro zusammensein?» «Ach, das ist so prosaisch und riecht nach Juristerei, wenn du schon einmal da bist. Im Hotel Storchen kocht ein guter Chef, sind wir allein und läßt sich gemütlich plaudern. Komm, von Zürich fahren Züge noch und noch.»

«Ein andermal und noch so gern, aber heute geht es nicht», sagte Luzius mit sichtlichem Ernst. Der Anwalt bemerkte die kummervolle Miene seines Freundes und gab nach, warf Hut und Mantel hin und führte seinen Freund ins Büro hinein. Stehend begann Luzius zu sprechen: «Ich bin hergekommen, um dir eine Mitteilung zu machen, die uns beiden weh tut. Bernhard geht nach Rom!» «Ei, das ist gar keine schlechte Idee», meinte Hermann, der schon hinter seinem Pult saß und mit Sorgfalt seine Pfeife stopfte, «hat er eine gute Stelle?» «Nicht besonders gut, auch nicht interessant», sagte der Apotheker, den Kopf bedächtig wiegend. «Warum geht er denn?» fragte Hermann. Der Stehende kam einen Schritt näher, kraute sich seinen buschigen Schnauz und sprach: «Weil er vergessen will, weil er die Regula vergessen will. Mir fällt das wahrlich nicht leicht, dir das zu berichten, aber ich wollte, daß du es zuerst von mir und die ganze Wahrheit hörst.»

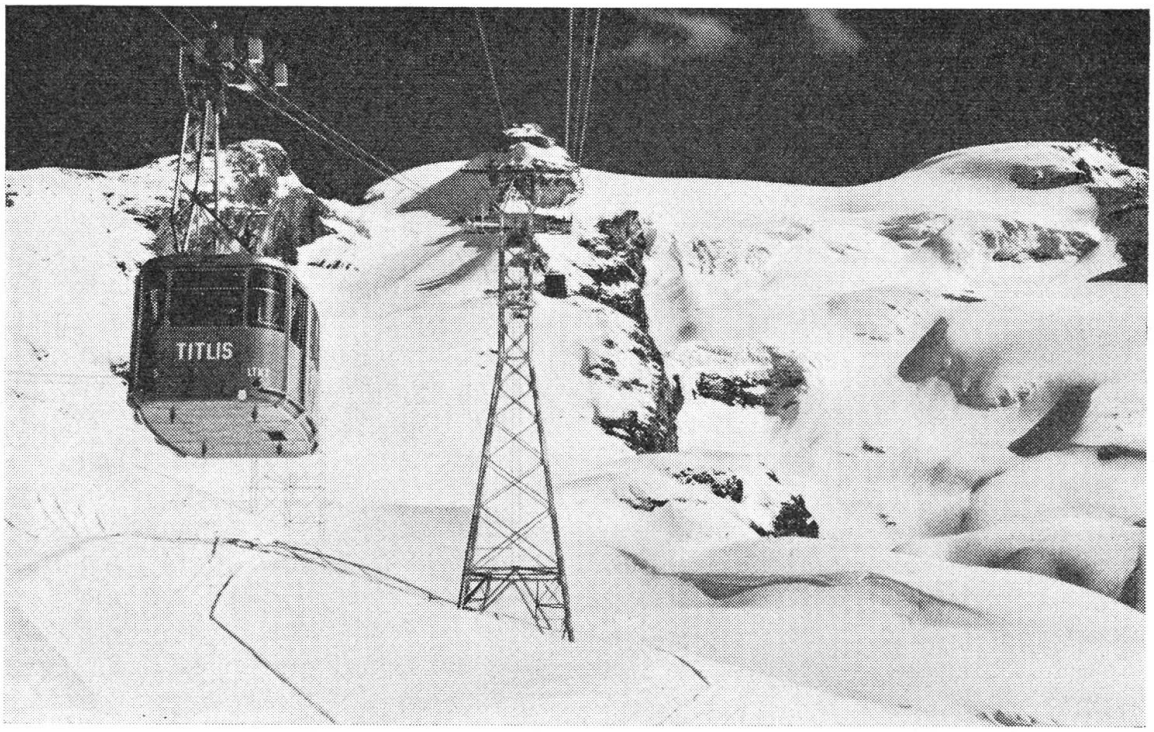
Zwei Hände legten sich auf das Pult, die mächtigen Hände Hermanns. Sein Kopf richtete sich auf. «Wie meinst du das?» Jetzt erst nahm der Freund einen Stuhl, rückte näher herzu und begann: «Du hast keinen Sohn. Ich weiß, du hast Bernhard lieb gewonnen, hast ihn während den Jahren seines Studiums gefördert, und höher geschätzt als einen Freund. Ich weiß auch, verzeih mir, wenn ich ganz offen rede, du hast damit gerechnet, seine gute Art könne deine Tochter, ihre Leidenschaft, ihr wildes Wesen zähmen. Diese Hoffnung ist dahin. Er streckt die Waffen und flieht.»

Nach langem Schweigen stützte Hermann mit der Faust seinen Kopf und sagte: «Ich habe nicht gewußt, daß du mich so genau kennst, daß du so viel von mir weißt. Du hast nicht schlecht geraten. Du gibst mir eine bittere Pille zu schlucken, Apotheker. Aber ich bin selber schuld. Ich darf nicht von einem jungen Mann erwarten, was ich auch nicht kann. Und darum darf unsere Freundschaft keinen Schaden nehmen. Freundschaft ist das schönste Geschenk, das Gott den Menschen gegeben hat! Ich sehe, du schaust auf die Uhr, du bist gedrängt. Aber so dürfen wir heute nicht auseinandergehen. Wann mußt du zuhause sein?» «Spätestens um 9 Uhr», sagte Luzius und sah, wie der Anwalt in einem plötzlichen Entschluß ein Stück Papier mit hastigen Zügen beschrieb: Komme morgen nachmittag. Umdisponieren. Telefon Burgboden! «Komm, Luzius, wir gehen essen, zwar kein indisches Reis, dafür ist die Zeit zu knapp. Ich fahre dich heim!»

Eine Stunde später glitt der Wagen mit den beiden Freunden durch die Winternacht, aus dem Bannkreis des Verkehrs und der hellen Lichter in die Landschaft hinaus, zwischen weiten Schneefeldern dahin, durch verzuckerten Wald fingerten die Scheinwerfer den Baumstämmen nach, warfen ihr Licht auf einsame Höfe und in die Gassen ruhiger Dörfer. Mit jedem Meilenstein wurde die Last, die auf beiden Herzen lag, etwas leichter.

Unheimlich schleichen Schritte durch das nächtliche Haus.

Im Giebelzimmer des Hauses auf Burgboden zeichnete der Mond ein Kreuz auf die Tannenriemen. Kaum merklich wanderte es der Wand zu, krümmte sich und stieg den Balken nach höher. Veronika lag unter der Decke gekuschelt, die Hand zwischen Kopf und Kissen, und schlief wie ein



Die Titlisbahn, als neue Attraktion der Zentralschweiz ist bis zum Gipfel — Kleintitlis — im Betrieb.
Von Engelberg aus ist man in kurzer Zeit um 2000 Meter gestiegen und genießt einen überwältigenden Rundblick hinaus ins Mittelland und in die Alpen.
Foto C. Christen

Murmeli. Der Streifen Mondlicht erreichte den Tisch, auf dem einige halbbeschriebene Blätter lagen, Briefe, die wohl nie zu Ende geschrieben wurden. Ein Bild hing an der Wand, eine Muttergottes. Daneben die Photographie einer Kapelle mit schmalen, hohen Fenstern, sie stand vor mächtigen Waldbäumen. Das alte Gemäuer des Turmes war von Efeu umrankt.

Die Augenlieder des Mädchens öffneten sich, der Kopf reckte sich aus der Flut der Haare. Veronika lauschte gespannt. Das Knacken im Holz, das waren doch Schritte, vorsichtig tastende Schuhe. Christian trug solche Schuhe mit Gummisohlen, die einen ächzenden Laut von sich gaben. Kam er wieder vom Bluemetengaden? Und dann dieses harte metallene Klicken, wie wenn ein Türschloß aufspringt. Das Gieren des Bodens, das Schlurfen und das Quietschen der Türangeln.

Alle diese Geräusche kamen nicht aus Christians Revier, verstummten und tauchten wieder auf. Das Mädchen legte seinen Kopf in die Kissen, achtete auf jeden leisen Ton und verscheuchte so seinen Schlaf.

Nun war wieder tiefe Ruhe im Haus, nur nicht in Veronikas Kopf. Die Gedanken hinter der Mädchenstirne begannen einen wilden Tanz. «Was macht Christian in Hermanns Zimmern? Warum schleicht er mitten in der Nacht umher? Wann reist er nach Amerika? Wird er seinen Vater finden, bei ihm bleiben, auf einer Farm in der unendlichen Weite, die Hermann überflogen hat und von der er erzählte.» Die Bilder, die der Weitgereiste gezeigt und so lebendig geschildert hatte, tauchten auf, weite Äcker, ausgedehnte Weiden mit freilebenden Herden, Reiter und Wagen im Staub der trockenen Erde. «Wird Christian in dieser fernen Welt seine Liebe bewahren? Wird er mich unter der glühenden Sonne vergessen? Oder wird er sein Herz verlieren an eine stolze Reiterin, die mit fliegenden Haaren über die Steppe galoppiert?»

Beklemmende Angst begann das Mädchen zu würgen. Wie bald war doch das Feuer in Christians dunklen Augen aufgeflammt, kaum eine Woche, nachdem er mit dem Graben beim Speicher begonnen hatte. «Wird er dort in der verlorenen Weite zurückdenken oder vorwärtsschauen? Sich mit den neuen Verhältnissen abfinden, neue Freundschaften schließen, sich umgarnen lassen von einem Mädchen, das mit dem Leben und den Sitten vertraut ist, ihm mehr bieten kann als ein einfaches Bauernkind aus den Schweizerbergen? Was weiß ich von ihm? Was er im Ausland getan, wie er sich dort zurecht gefunden hat? Ich kann nicht wochenlang auf seine Briefe warten. Ich kann nicht meine Zweifel und die Angst ein Jahr und wieder ein Jahr durch die Tage schleppen. Ich kann nicht hier bleiben und vor Sehnsucht verderben. Ich gehe mit ihm!»

Immer wieder, wenn es zu diesem Entschluß kam, wurde ihm leicht ums Herz, spürte es sich wie emporgehoben, von einem herrlichen Gefühl davongetragen, in das Unbekannte, in das Geheimnisvolle, in eine prickelnde Gefahr hinein, mit ihm zusammen, an seiner Seite, unter seinem Schutz.

Dann kam aus allen Ecken und Schatten die Wirklichkeit. Die Mutter mit ihren Bedenken, der Vater, der solchen Plänen mit einem harten Wort Halt gebot. Die Reise, das Geld und hundert Hindernisse, die es nicht überspringen könnte. «Und doch, ich gehe mit Christian!» sagte es laut in die Nacht und in die Stille hinein.

Längst war das bleiche Licht des Mondes aus dem Zimmer verschwunden. Aber kein wohltätiger Schlaf erlöste das Mädchen aus seiner Qual. Das Kissen zerwühlt und von Tränen naß, immer wieder sich drehend und wendend, versuchte es vergeblich, Ruhe zu finden.

«Hast du den Einbrecher nicht gehört?» flüstert Hermann durch den Türspalt in die Küche hinein. Frau Martha steht am Herd, wendet sich erschrocken um und sagt: «Nein, aber sowas, mich am frühen Morgen schon in Angst zu jagen! Wann bist du gekommen?» Der Mann kommt vollends herein. «Gib mir die Bergschuhe, gute Frau, ich bin gestern Nacht mit meinen Stadtschuhen nicht gut zu Rand gekommen. Richte mir ein Stück Bauernbrot, Anken und Birnenhonig, ein Feuer in den Ofen und einen Hafen Milchkaffee, ich will zum Speicher hinüber.» «Soll ich dir das Morgenessen in den Speicher bringen, dort ist schön warm», meint Martha, stellt die Schuhe vor ihn hin, «aber vom Anbau kannst du nicht viel sehen. Er ist zugeschneit und eingeweht und jetzt ist noch dunkel. Nimm doch zuerst etwas Warmes in den Leib, Kaffee ist bereit und Brot ist da.» Hermann nestelt an seinen Schuhen und sagt: «Gestern war ein schwarzer Tag. Ich bin so früh aufgestanden, weil man mein Auto ausgraben muß, bevor es recht hell wird und die Sonne in die Scheiben blitzt. Es steht vorne an der Bergstraße, ist mir beim Einschwenken in den Graben gerutscht. Du hast recht, ein warmer Schluck kann mir guttun. Wie geht es euch und dem Vater auf Bluemeten?»

«Wir haben schönes Winterwetter, sind alle gesund, Gott sei Dank! Mit dem Vater ist immer das gleiche, mit ihm wäre jetzt schon auszukommen, wenn die Adelheid nicht so unversöhnlich wäre. Er ist froh um den Christian und kommt gut mit ihm aus. Arnold ist jetzt schon zweimal drunten im Haus gewesen, wenn die Magd im Dorf war. Wir haben deinen hochlehnigen Stuhl in den Speicher hinübergestellt, seitdem der Schreiner mit seiner Arbeit fertig geworden ist.»

Gemütlich am Küchentisch sitzend, beißt Hermann ins Butterbrot und hört den Neuigkeiten zu. Wie lange sie schon den Ofen heizen, wie die neuen Fenster gut und die Stube im Speicher heimelig geworden sei. «Das hätte ich nie gedacht», fährt die Frau fort, «du wirst staunen, wie schön deine Studierstube geworden ist und die alte Türe, ein Schmuckstück ist da unter dem Dreck hervorgezaubert worden.» «Wenn's warm ist dort, bleibe ich eine Stunde drüben. Muß wieder einmal meinen Kopf auslüften. In der Stadt kann ich nicht eine Minute ruhig denken», sagt Hermann, schneidet auch einen Streifen von dem geräucherten Speck ab, den ihm die Frau auf

den Teller gelegt hat und meint: «Ich glaube, dein Mann kommt schon zurecht mit meinem Wagen, sonst schick mir den Bub hinüber, den Theodorli, mit Bericht.»

«Weißt du, was mir an dir gefällt?»

Den Hut tief in die Stirne gezogen, den Mantel gut zugeknöpft, schreitet Hermann durch den Schnee, dem schmalen, ausgeschöpften Weg nach, während im Osten der Morgenschein aufsteht. Er stapft die Stiege hinauf, greift an das alte, verzierte, eiskalte Türschloß und wie er aufmacht, kommt ihm eine wohlige Wärme entgegen. Zwei Schritte im Dunkeln tappt er der Wand nach, öffnet und macht Licht. — Noch hängt die Birne ohne Lampenschirm von der Decke, aber die Wände, das prächtige Täfer, die Balkendecke leuchten in einem matten, seidenfeinen Schimmer. Er läßt seine Hand über das Holz gleiten, prüft die Fenster, betrachtet den Boden, dessen dunkle Nußbaumstreifen helle Ahornfelder umranden, setzt sich in den Stuhl mit dem Schnitzwerk und sagt zufrieden und froh: «Mein Haus!» — Wohlig lehnt er sich zurück, denkt an die Zeit, da er den Burgboden aus der Erbschaft übernommen hat. Sein Pächter und Schulkamerad zog ein. Ihm blieb nur die obere Stube und das kleine Zimmer daneben. In der Stadt hatte er nacheinander in drei verschiedenen Stadtteilen und Häusern Wohnung genommen, die nicht sein Eigentum waren. «Das ist nun mein Haus! Und hier laß ich mich nicht mehr vertreiben. Gott sei Dank hat mir ein gnädiges Geschick dieses Haus gegeben. Hierher will ich kommen, wenn mich die Stadt und die Arbeit erwürgt. Hier will ich schaffen und mich stärken.» Sogleich kommt auch die Erinnerung an sein schweres Leben und an den gestrigen Tag auf ihn zu.

Alter Bergahorn ob Niederrickenbach.
Foto J. Brühwiler, Hergiswil

Und wie er sich in die Wirrnis hinein verliert, kommen auch Schritte die Stiege hinauf und der Klang einer leise singenden Frauenstimme. Er hört Holz auf den Boden poltern, die Feuertüre öffnen und das Scheuern im Ofen. «Hier wird für mich gesorgt», denkt er und lauscht wie jetzt das Feuer aufflammt, die Scheite knallen und knistern, die Luft einströmt und mit Brausen ins Kamin hinauffährt. Wieder durchzieht ein Glücksgefühl seine Brust. Ohne sich zu rühren, verfolgt er lauschend die unsichtbaren Bewegungen, das Schließen der Ofentüre, die Schritte zurück, das Knacken des Schlosses, dann ruft er: «Martha, komm doch herein!»

Wie er den Kopf wendet, sieht er Veronika unter der Türe stehen, sie streicht die Späne von der Schürze und lacht: «Ach, du bist der Einbrecher, der mir die letzte Nacht den Schlaf genommen hat. Du bist sonst selten in der Nacht gekommen und nie so leise, grüß dich Gott, Hermann. Ich wünsche dir Glück in dein schönes Haus.» «Ich danke dir», sagt er, «ja, fürwahr, alles ist so wohlgelungen und der Anbau soll auch gut werden. Du hast mir Tag und Nacht für Feuer gesorgt. Das ist lieb von dir.»

«Ich will nicht stören», meint das Mädchen, «Mutter hat gesagt, du willst allein sein.» «Eh nun, so heftig will ich nun auch nicht mit den Minuten sparen», sagt er lachend und deutet mit der Hand auf den Stuhl an der Wand, «komm setz dich eine Weile zu mir.» «Darf ich?» frägt Veronika zögernd, «und darf ich auch eine Frage stellen?» Hermann schaut sie prüfend an und nickt. «Du bist hübsch geworden und reifer, wie geht es dir? Was willst du wissen?»

Den Stuhl in die Nähe rückend, mit einem scheuen Blick, beginnt Veronika: «Du bist in aller Welt gewesen. Ich weiß keinen Menschen, der mir helfen könnte. Ich bin elend geplagt.» «Ei, ei, so ernst. So jung und schon in Sorgen», staunt Hermann, «wo drückt dich der Schuh?» Das gute Kind kann seine Tränen und das Würgen in der Kehle kaum zurückhalten und frägt: «Kannst du mir in Amerika einen Mann suchen?» Hermann lächelt: «Willst du einen unbekannten Amerikaner heiraten? Einen solchen Wunsch habe ich noch nie gehört.» «Nein, er sucht seinen Vater», entgegnet es, «und findet ihn nicht. Er ist vor 21 Jahren ausgewandert, hat lange Zeit immer geschrieben und seit zwei Jahren nicht mehr. Er weiß, daß er lebt, aber nicht wo und wie, irgendwo in den Staaten.»

«Mein gutes Kind, wer ist wer?» frägt Hermann, «wer sucht wen?» «Christian sucht seinen Vater und will hinübergehen und ihn suchen.» «Und wer ist Christian?» frägt Hermann wieder. «Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll», zögert Veronika, und platzt heraus, «Christian ist mein Schatz! Und wenn er so weit fort geht und lange dort bleibt, das kann ich nicht überleben!» Mit einem gütigen Blick schaut der Mann auf das unglückliche Kind, vergißt seine erträumte Mußestunde und versucht ein klares Bild zu bekommen. Mit geschickt gestellten Fragen vernimmt er die Lebensgeschichte des Geliebten, die Herzensnot und Plage und auch den felsenfesten Entschluß: «Ich lasse ihn nicht allein gehen. Ich fahre mit ihm.» Von einem zerknitterten Briefbogen, den das Mädchen aus seinem Kleid zieht, und auf dem die Adressen und Angaben fein säuberlich geordnet und mit Daten versehen sind, kann Hermann den Namen und die früheren Wohnorte des Gesuchten ablesen und daraus entnehmen, daß ihm ein schwieriges Kunststück abgefordert wird. Aber Hermann kann nicht gut nein sagen. Das ist ihm schon immer zum Verhängnis geworden. Kann auch der lieben Veronika nicht nein sagen, die er all die Jahre hat aufwachsen, aufblühen sehen, und die ihm so lieb geworden ist. «Weißt du, was mir an dir so gut gefällt?» frägt er, «ich will es dir sagen. Du bist so herrlich einfach. Du machst keine Sprünge und Tänze. Nun ist die Liebe über dich gekommen, jetzt gilt nur noch deine Liebe. Was bisher war, was nachher kommt, das plagt dich nicht. Mit geschlossenen Augen folgst du deinem Herzen ohne zu rechnen, ohne zu messen, willst du dein Leben in deine Liebe hineinnehmen und sie darin behüten. Ich bin glücklich, wenn es dir gelingt. Und du wirst glücklich, wenn du zeitlebens dieser Liebe dienst. Ich weiß nicht, wie der Mann zu finden ist, aber ich will dir helfen.»

Das eben noch kummervolle Mädchengesicht hellt sich auf, glückliche Augen kommen auf Hermann zu, eine Hand, die vor Freude zittert, bietet sich dar und herzlicher Dank überschüttet den Mann, der in sein Haus gekommen war, um seinen Kummer zu kauen und seine Sorgen zu ordnen.

Eine kurze Stunde bleibt er noch in seiner neuen Stube. In die düsteren Gedanken schleichen sich die Aussichten und Möglichkeiten, wie er Veronika beistehen könne und erleichtern die Last, die er auf den Burgboden mitgenommen hat.

Mit festem Schritt und gradauf geht er den Weg zurück. Dort findet er auch seinen Wagen fahrbereit und gewendet und die Zufahrt zur Bergstraße gepflügt. Ein junger Mann wirft mit kräftigem Schwung Schaufel um Schaufel Schnee auf die Haufen. Hermann geht auf ihn zu, schaut ihm prüfend ins Gesicht, empfängt einen geraden offenen Blick und frägt ihn: «Sind Sie der neue Knecht auf der Bluemeten?» «Ja, das bin ich», gibt er zur Antwort. «Und, wie gefällt es Euch hier?» fährt Hermann fort. «Hier oben besser als dort unten, meint der Knecht mit einer bedeutungsvollen Kopfbewegung. Hermann lacht. «Das kann ich begreifen und verstehen. Ich danke dir, Christian, für die Arbeit, wir sehen uns wieder. Gut Glück derweil!»

Verwundert schaut der Schneeschaufler dem feinen Herrn nach, der ihm so freundlich die Hand geboten und seinen Namen genannt hat, und der, zwei Tritte auf einmal nehmend, die Stiege hinaufgeht wie ein Junger.

Mitten am Vormittag fährt der Wagen vom Burgboden weg und in weiten Windungen die Bergstraße hinab, dem Dorf und dann der Stadt zu.

Wie oft wird der heilige Antonius angerufen, um einen verlorenen Schlüssel zu finden, einen Geldbeutel, einen Ring. Auch Veronika warf bei jedem Kirchgang seinen Franken in die kleine Antoniuskasse neben dem Portal. Ob er auch so hilfreich und gnädig sei bei der Suche nach dem Vater, wußte das Mädchen nicht, darum betete es inbrünstig zum Heiligen Geist, er möge dem großen Freund in der Stadt die rechten Gedanken eingeben.

Der Schnee fiel in großen Flocken und naß hernieder, vermochte sich aber nicht mehr lange auf den sonnseitigen Hausdächern zu halten. Regen- und Föhntage versuchten die Herrschaft des Winters zu brechen. Stürme fegten über Matten und Wälder hin, brachen die dürren Äste, rüttelten an den Fensterläden und zerzausten den Rauch der Kamine.

Lastwagen brachten das Wandholz, die Balken und Rafen für den Anbau. Der Zimmermann und sein Gehilfe legten die Pflöcklinge auf dem aperen Boden aus. Dann wuchs Tag um Tag, Holz auf Holz, Wand und Giebel auf. Fleißiges Werkvolk zog im Burgboden ein, löste einander ab, kam in die Stube und in die Küche zu einem Schwatz. Eine Tasse Kaffee, ein kräftiger Trunk mehr oder weniger, sie wurden nicht gezählt und nicht gebucht.

Auch die Küchlein nicht, die der Frau von der Brennrüti aufgestellt wurden, da sie an einem Sonntag mit einem mächtigen Tragkorb zu Besuch kam. Sie wolle dem Christian leichtere Hemden und Kleider zutragen, sagte sie, der Frühling bringe doch bald heiße Tage.

Kein Wunder, daß Veronika nicht aus dem Haus gehen, daß Martha mit Christians Tante in der Stube allein sein wollte. Ob er auf der Bluemeten so sehr angebunden sei, einen so strengen Dienst sonntags und werktags leisten müsse, wurde gefragt. Er komme so selten zu ihr auf die Brennrüti hinauf. Martha schob dem strengen Winter, dem vielen Schnee die Schuld zu und dann den Arbeiten im Bau. Die freie Zeit sei eben meistens zu kurz für diesen weiten Weg, und Christian sei wohl auch nach dem strengen Schaffen müde und scheue den steilen Aufstieg. «Ist er denn krank?» fragte Christians Tante. Nein, davon seien keine Anzeichen zu sehen. Im Gegenteil, er sei munterer und fröhlich geworden. Er komme bald mit der Milch, sie könne dann schauen, wie er gut zweg und bei Kräften sei. Theodorli setzte sich auch

Auch Veronika warf bei jedem Kirchgang ihren Franken in die Antoniuskasse.

auf die Bank und bettelte Küchlein, wollte zuhören und dreinreden. Und solange der kleine Bub dabeisein durfte, wollte Veronika auch bleiben.

Die Bäuerin von der Brennrüti sah Christian die schwere Brente Milch den stotzigen Pfad hinauftragen. Ihr Gesicht begann zu leuchten, sie konnte ihren Blick nicht mehr vom Fenster wegwenden. Und da er in die Stube kam, schaute sie auf, als ob ein verlorener Sohn zurückkäme. Frau Martha achtete genau auf jedes Mienenspiel. Mutter und Sohn hätten sich nicht freudiger und liebevoller begegnen können. Sie war damit zufrieden, nahm den kleinen Bub mit und ließ die beiden allein zurück.

Nach wenigen Worten über das Wohlbefinden fragte er: «Hast du Bericht bekommen?» «Ja, vom Gutsherrn in Frankreich ist ein Brief gekommen, er will dich wieder haben, er bietet dir die Stelle als Meisterknecht an», sagte die Frau. «Nein, Bericht von drüben?» fragte er. Mit einem Kopfschütteln verneinte sie und fügte bei: «Der Hanssepp, der mir seinerzeit geschrieben hat, er habe deinen Vater gesehen, der hat mir mitgeteilt, er habe keine Spur finden können. Es könne aber auch sein, daß er sich getäuscht habe. Es sei eben lange her, seitdem er ihn gesehen habe, und ihm scheine jetzt, eine Verwechslung sei wohl möglich. Ich habe das Schreiben mitgenommen.» Die Tante nahm aus dem Korb Hemden und Socken und dann einen Brief.

Lange schaute Christian auf die unbeholfenen Schriftzüge, legte das Papier auf den Tisch, glättete es mit seiner Hand und sagte endlich: «Jetzt sind wir wieder weiter vom Ziel als zuvor. Und doch, ich warte. Ich habe die innere Gewißheit, daß er lebt, und solange will ich daran glauben. Jeder Tag kann Bericht bringen. Noch bleibe ich hier, dann gehe ich ihn suchen und wenn ich durch die ganzen Staaten pilgern muß. Wenn es ihm gut gehen würde, dann hätten wir längst Bescheid bekommen. Wenn es ihm schlecht geht, braucht er mich erst recht.»

«Wie du willst», sagte die Tante nicht ohne Bedauern in der Stimme, «ich habe immer gehofft, meinen Bruder noch einmal zu sehen, gehofft, er komme zurück, vielleicht ganz plötzlich stehe er vor dem Haus. Und dann habe ich mich die kurze Zeit so gefreut, die Zeit, da du jeden Abend heimgekommen bist und jetzt dich so nahe zu wissen. Eh nun, das ist das Los aller Mütter, die Kinder zu verlieren.»

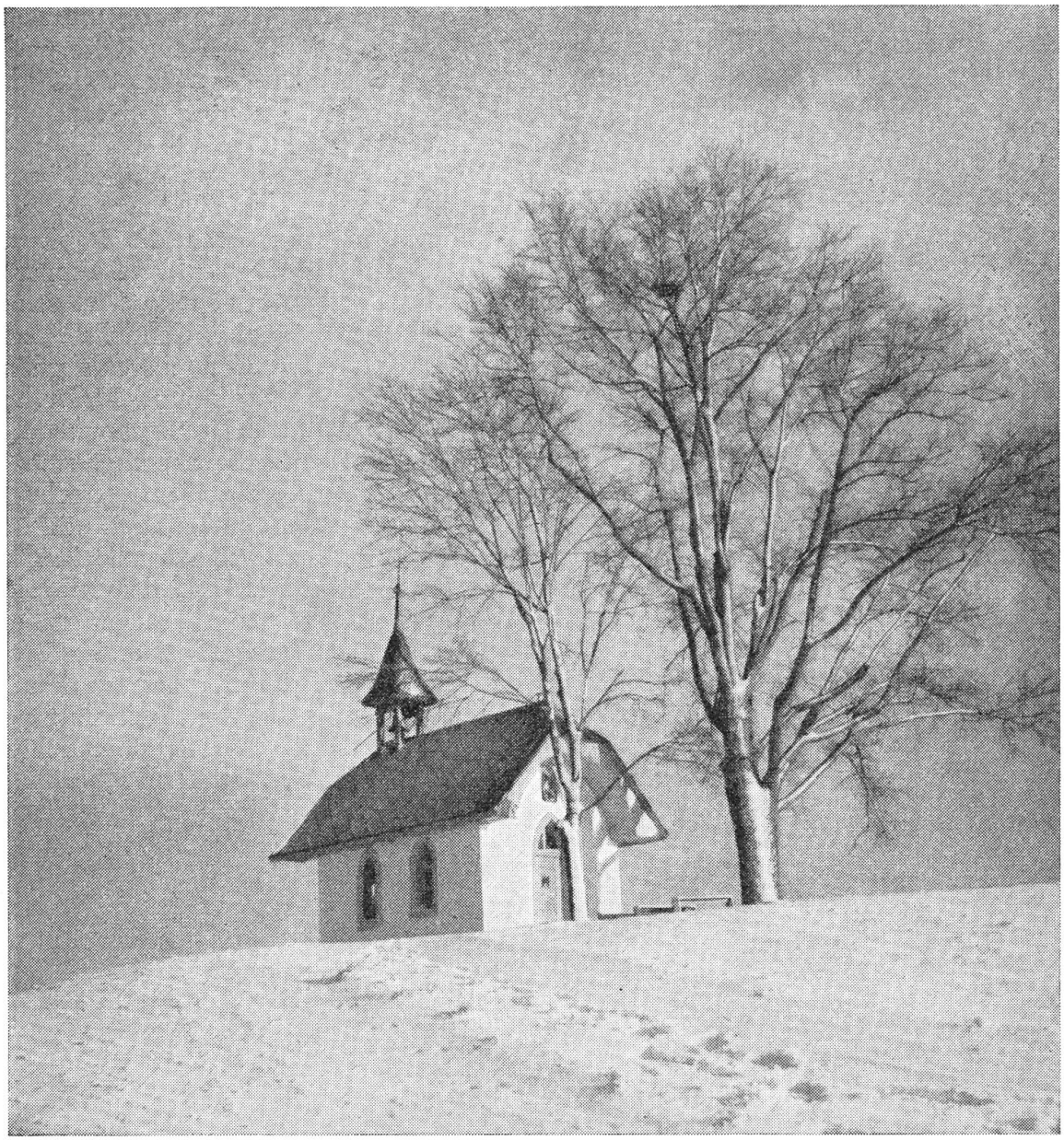
Mit einem Blick auf ihn, der ernst und sinnend auf seine Hände schaute, fügte sie bei: «Nimm jetzt, was ich dir mitgebracht habe. Du sollst dich hier nicht schämen müssen wegen schlecht geflicktem Zeug. Neue sind auch dabei. Komm bald, ich muß jetzt wieder hinauf und richte Frau Martha meinen herzlichen Dank aus für die Gastig.» «Ich danke dir», brachte er mühsam hervor, «du hast dir viel Mühe gemacht. Mußt nicht traurig sein, ich komme bald. Ich bin gewiß, mit der Zeit kann ich dir deine Güte lohnen.»

Den Korb am Arm ging sie aus der Stube und vor das Haus. Er wollte sie ein Stück Weges begleiten, aber da stand Veronika schon bereit, mit ihr zu gehen. Christian blieb allein auf dem Steinplatz und schaute den beiden Frauen nach. Ihm schien, als ob sie schon nach wenigen Schritten in ein vertrautes Gespräch eingesponnen seien.

Die Gläser voll von gutem Wein, Laternen an den Bäumen.

Das Leben bringt immer Überraschungen, dreht und wendet die Geschicke. Wie auf einem Schachbrett rückt es die Figuren.

Es kam die Zeit, da Veronika nur selten mehr im Haus auf dem Burgboden zu sehen war. Christian mußte den Anblick des lieben Mädchengesichtes während den Mahlzeiten entbehren, so sehr er sich auch jedesmal auf diese kurze Stunde gefreut hatte. Die alte Adelheid hatte sich mit Werken, Schimpfen und Wettern übertan. An einem düppigen Märztag hat sie ein Hirnschlag zu Boden geworfen. Nun lag sie halbseits gelähmt in ihrem Bett, war auf Hilfe angewiesen und konnte Arm und Bein und auch ihren Mund nicht mehr bewegen. Das Brummen und Murren, die bösen und lauten Worte waren verstummt. Eine wohltä-



Kapelle im Freiburger Mühletal. Foto B. Rast

tige Ruhe herrschte im Bluemeten-Haus. Anstelle heftigen Gezeters klang dann und wann die Melodie eines munteren Liedes durch die Räume. Veronika hatte den Haushalt zu führen übernommen, blieb Tag und Nacht bei den Alten. Agatha half ihr, die schönen Frühlingstage zu nutzen, um alle Putzeten der letzten Jahre wettzumachen.

Sonst ein Feind von Fegbürste und Wischlappen, mußte Großvater doch mit Staunen gewahr werden, wie flink den Mädchen die Arbeit von der Hand ging, und daß er nun besser Zeitunglesen konnte, seitdem die Fenster wieder sauber waren. Er floh vor den Waschkesseln, brummte und knurrte im Vorübergehen über unnützes Zeug und dumme Weiberlaunen, schnupperte aber mit Wohlbehagen den Duft der aufpolierten Möbel ein, wenn er aus dem Stall zurückkam. Veronika kochte ihm seine Lieblingsgerichte, soweit die ärztlichen Vorschriften solche erlaubten. Und statt Adelheids griesgrämiges Gesicht, sah er am Tisch nun die munteren Augen seiner jungen Haushälterin und hörte die lustigen Geschichten, die es ihm erzählte.

Kein Wunder, daß seine Miene heiterer wurde, sein Wesen versöhnlicher und seine Schritte sicherer. Das Mädchen benutzte diese Wochen, den alten Ärger aus dem verhärteten Herzen auszuräumen. Sie wagte es sogar, nach dem Grund der Feindschaft zu fragen. Wenn es ihm auch nicht gelang, den Großvater schon auf den ersten Anhieb zum Reden zu bringen, nach und nach konnte es erfahren, daß der Kauf einer Mähmaschine damals seinen Zorn so heftig überschäumen ließ. Die nachfolgenden Streitigkeiten waren zu einem guten Teil auf das Konto Adelheids zu buchen und waren auch nicht mehr alle in dem schwindenden Gedächtnis des alten Mannes eingegraben. Bald wehrte sich Großvater nicht mehr so heftig dagegen, wenn Martha in der Bluemeten auftauchte, in das Zimmer der Kranken ging und zum Rechten sah. Adelheid konnte sich nicht dagegen auflehnen, weil sie ihre gefürchtete Waffe, die böse Zunge, nur wenig gebrauchen konnte.

In einem Landwirtschaftsbetrieb sind Schreibarbeiten nicht sehr beliebt, aber notwendig. Ein geschulter Bauer weiß sie zu schätzen. Sie gehen ihm auch leichter von der Hand. Christian, der über jeden Franken Rechenschaft ablegen wollte, saß oft in der Stube über die Rechnungen gebeugt.

Bei solchem Tun kam einmal Veronika zu ihm an den Tisch, sah vorgedruckte Formulare und fragte: «Machst du die Milchrechnung auf Kanzleipapier?» Der Schreiber wollte die Bogen verbergen, konnte jedoch nicht ein anderes Blatt auf die nasse Tinte legen. «Eine hübsche Schrift hast du. Ich komme selten dazu, deine schönen Buchstaben zu bewundern. Was machst du da?» Etwas verlegen, zuerst eine Ausrede suchend und dann entschlossen ehrlich zu sein, antwortete er: «Ich fülle die Anmeldebogen aus für die Einreisebewilligung nach Amerika. Man muß sie lange voraus einsenden.» «Ei, ei, da bin ich ja gerade im rechten Augenblick zu dir gekommen», sagte Veronika mit einem doppelsinnigen Lächeln, «mich wundert sehr, meldest du dich allein, oder zwei Personen an?» Erstaunt schaute Christian auf und fragte: «Wie meinst du das?» Mit lachender Miene und mit einer schwungvollen Bewegung ging das Mädchen zur Türe und rief zurück: «Mit oder ohne Frau!» Und ließ so den eifrigen Schreiber bei sonderbaren Gedanken zurück.

Längst flatterten am Tannenbäumchen auf dem Giebel des Neubaus die bunten Streifen, und verblaßten die Papierrosen, die Agatha darangesteckt hatte. Immer wieder wurde das Aufrichtefest verschoben, weil Hermann unausweichliche Termine einhalten, oder unvermutet verreisen mußte. Elektriker, Schreiner und Maler hatten ihre Werkzeugkisten fortgenommen, ein Tapezierer brachte die abgemessenen Vorhänge und montierte sie kunstgerecht. Fleißige Hände gaben den Wänden und Böden den letzten Glanz. Dann wurde Hermanns schwerer Schreibtisch mit dem eingelegten Tischblatt gezügelt, die Bücher in die Gestelle geordnet, seine Zimmer im Burgboden-Haus ausgeräumt. Zuletzt kam ein Möbelwagen bis auf den Steinplatz gefahren und brachte Truhen und Schränke, Stühle und Betten, alles im Urschweizer-Bauernstil, kein Mensch hätte geahnt, daß diese echten alten Möbel nicht schon immer beieinandergestanden wären.

Anstelle der Aufrichte wurde ein Einzugsfest gefeiert, zu dem nicht nur alle Handwerker, sondern auch einige Freunde eingeladen waren. Ein linder Sommerabend sah die Leute sich versammeln, an den Tischen auf der Matte Platz nehmen. Vom Apfelbaum bis zur Speicherlaube waren Schnüre gespannt mit Fähnchen in allen Farben und roten kugelrunden Lampions, die über die Tische hin in der Abendluft baumelten. Wurst und Speck, kalter Braten von Kalb und Schwein und dicke Scheiben Gesottenes füllte die Platten. Es fehlte nicht an Zwiebeln, Gurken und Senf. Sogar Blumensträuße zierten die Tafel. Und damit noch nicht genug, Handorgel, Klarinette und Baßgeige standen auf der Laube. Mit einem lüpfigen Ländler wurde Hermann bei seiner Ankunft begrüßt. Mit seiner Tochter Regula kam er auf den Festplatz zu, bot jedem die Hand, lud sie ein, die Gläser zu füllen, bis er seinen Freunden, noch bei Tageslicht, die neuen Zim-

mer und die alte Stube gezeigt habe. Luzius war selbstverständlich auch dabei. Ganz unerwartet jedoch hatte er seinen Sohn Bernhard mitgenommen, der zu einem kurzen Urlaub heimgekommen war.

Die Freunde drängten sich zur Türe und bestaunten die Wände, Bilder und Möbel, die prächtige Aussicht, den weiten Raum mit dem weitausladenden Tisch und dann die gewundene Treppe, die in das Dachgeschoß hinauf führte, ein Meisterstück bewährter Zimmermannskunst. «Hier, Regula, kannst du wohnen, wenn du Lust hast, aufs Land zu fahren, Waldluft und Blumenduft zu genießen oder dich im Schnee zu wälzen. Die Heizung ist so eingerichtet, daß dieses Häuschen immer bereit ist und warm.» «Das ist nett von dir, Papa», nickte die Tochter, «wenn du mir nur ein Quentchen von deiner Heimatliebe vererbt hättest, würde ich gerne hierherkommen.» «Wer kann wissen, wann und welche untergründigen Anlagen bei dir zum Vorschein kommen», sagte Hermann, «auf alle Fälle habe ich dir dieses heimelige Zimmer eingerichtet und dir eine Wand freigelassen, für Bilder und Fotos nach deinem Geschmack.» «Die eine Hälfte brauche ich für die Farbaufnahmen verflogener Freunde», höhnte Regula mit einem vielsagenden Blick auf Bernhard.

Der Hausherr ließ seine Gäste auch in die kleine Küche hineinschauen und bat sie dann, in das Leuchten der untergehenden Sonne hinauszutreten und Platz zu nehmen.

Roter Wein funkelte in den Gläsern. Die munteren Tanzweisen hatten bereits eine fröhliche Stimmung verbreitet. Veronika und Martha eilten mit den Flaschen von Glas zu Glas, füllten nach und fragten nach weiteren Wünschen. So begann das fröhliche Mahl.

Obenan saß Hermann, freute sich an seinem guten Appetit und sah, wie Regula neben ihm auch mit Vergnügen die Speisen genoß. Er klopfte an sein Glas, stand auf und sprach mit mächtiger Stimme: «Meine lieben Freunde und Werkleute! Vielleicht denkt mancher von Euch, es sei etwas großartig, für ein so kleines Haus ein großes Fest zu veranstalten. Aber auch im Kleinen zeigt sich der Meister. Ich habe leider wenig Zeit gefunden, während dem Bau hierher zu kommen, ich mußte Euch vertrauen, Euerer Ehrlichkeit und Tüchtigkeit das Gelingen überlassen. Jetzt kann ich mit großer Freude das Werk aus Eurer Hand entgegennehmen und sagen, es ist wohlgelungen. Ich gratuliere Euch zu Eurem Können und zu diesem Beweis altbewährter, solider und des Vertrauens würdiger Leistung. Hier in unserem kleinen

Zwischen Haus und Speicher sassen sie an langen Tischen und feierten ihr frohes Fest.

Land lebt noch die ehrenvolle Gesinnung, eine Arbeit nach bestem Vermögen auszuführen. Das ist mir eine große Genugtuung. Ich liebe diese Landschaft, meine Heimat, die Gegend, in der ich aufgewachsen bin. Aber was mich immer hierher zurückruft, und was mich mit aller Gewalt zwingt, heimzukommen, das ist die bodenständige Denkart, die Treue und Zuverlässigkeit und das freie Manneswort, das hier noch seine volle Geltung hat. Ich danke Euch für Eure Arbeit, für die Sorgfalt, mit der jeder von Euch seinen Teil beigetragen hat, seine Erfahrung und sein Geschick angewendet hat, um dieses Werk zu vollenden, das nicht als stolzer Bau an der Straße steht und Aufsehen erregt, aber ein Schmuckstück eigenständiger, echter Baukunst geworden ist. Ich danke auch meinem Freund Arnold und seiner Familie. Sie haben mir in selbstloser und wertvoller Weise geholfen. Wer hätte das gedacht, daß der Bauernbub ab der Bluemeten und der Bauernbub ab dem Burgboden, die wir jahrelang nebeneinander in der Schulbank gesessen sind, einmal auf solche Art die Früchte treuer Freundschaft ernten könnten. Und meinen Freunden, die ich hier aus der Gegend eingeladen habe, will ich sagen, die Wurzeln, die mich mit dem Heimatboden verbinden, sind mit diesem Tag noch stärker geworden, sie werden noch tiefer in die Erde einwachsen. Gott dem Herrn sei Dank, er möge dieses kleine Haus behüten und Euch allen mit gutem Mut, mit Glück und Gesundheit lohnen und Euren Familien Wachstum und Frieden schenken.»

Allsogleich setzten die Musikanten ein, aber das Klatschen, Jauchzen und Rufen übertönte jede Melodie.

Der Abend füllte das Tal mit Schatten. Die Berge begannen zu glühen. Noch immer saßen die Leute oder standen in kleinen Gruppen unter den Bäumen. Die Kerzen auf den Tischen und in den Lampions wurden angezündet. Regula in ihrem adretten Kleid, Luzius hatte ihr eine rote Nelke als Ansteckblume angeboten, die vorzüglich zu dem bräunlich getönten Stoff paßte, sie kam sich in der Gesellschaft so vieler unbekannter Menschen verloren vor. Sie ging die Speichertreppe hinauf und musterte die Einrichtung. Da sie in Vaters Stube trat, sah sie Bernhard vor der Bücherwand stehen. Zuerst wollte sie zurücktreten, da er aber freundlich grüßte, sagte sie: «Du siehst gut aus, braungebrannt und sportlich.» «Das ist kein Kunststück in Rom», meinte er, «Sonntags fahre ich ans Meer, werktags liege ich unter der Höhensonne. In jeder Apotheke gibts auch eine reiche Auswahl Bräunesalbe.» «Du wirst natürlich auch dazwischen gelegentlich die berühmten Bauten und Kirchen besuchen, bist wohl recht fromm und unausstehlich gebildet geworden?» höhnte die Tochter. «Ach nein», gab er im selben schnippischen Tonfall zurück, «mein armer Schädel ist voll von chemischen Formeln, von geheimnisvollen Stoffen und Giften, wie könnte darin noch Bildung und Kunst Platz finden!» Ärgerlich fragte sie: «Ist das deine neueste Art, deine Freunde zu unterhalten? Meinst du, ich falle in Entzücken, deine Witzeleien anzuhören. Ich danke!» Mit erhobenem Haupt und geschlossenen Augen drehte sie sich um und ging hinaus. Sie schaute auf die Lichter und die angeheiterten Männer, wendete sich von dem Fest ab und schritt einsam zum Wald hinüber und zu dem alten, verfallenen Gemäuer hinauf. Dort setzte sie sich auf einen bemoosten Stein. Warum hatte sie ihm nur so schnippisch geantwortet, dachte sie, er hatte sie doch nett begrüßt. Sein Frohsinn hatte ihr doch immer wohlgetan. Der Ärger über sein und ihr Benehmen stieg in ihr hoch. Da saß sie allein und versteckt, sah durch das Blätterwerk die frohen Menschen, hörte das Lachen und Rufen und den munteren Klang der Gläser.

Im Burgbodenhaus herrschte eine fürchterliche Unordnung. Flaschen, Teller, Platten, Tassen und Besteck überdeckten Tische, Stühle und Truhen. Martin und Agatha rannten hin und her. Veronika stand am Ausguß und spühlte Gläser. Hermann hatte gewünscht, daß das Fest solange dauern solle, bis der letzte Mann genug habe. Derweil saß er mit Vater und Mutter, mit Luzius und seinen Freunden im

Speicher und gustierten den Wein aus seinem Keller. Von den Tischen her wurde nach Kaffee und Schnaps gerufen. Die Musikanten wollten mit Spielen und Essen nicht aufhören. Christian sprang so hurtig wie ein flinkes Servierfräulein die Stiege hinauf und hinunter, von der Küche zur Stube und wieder zurück. «Christian», sagte Veronika, «du bist wirklich ein guter Handlanger.» Er lachte: «Bin auch als Handlanger zum Fest geladen worden.»

«Geh du nur ins Bett, Martin, mußt morgen wieder früh auf», kommandierte Veronika, «und du Agatha, schau, was man auf den Tischen abräumen kann.» — «Gut hat Hermann gesprochen», sagt Veronika, nun da sie endlich allein sind, «wenn er auf allen Gebieten so tüchtig ist, wie er reden kann, dann ist mir für die Zukunft nicht bang. Hast du gehört, hast du verstanden? Man muß Vertrauen haben. Wenn der Auftrag erteilt ist, den Leuten Zeit lassen. Ist gar nicht notwendig, immer dazwischenzufunken.» Die Hände abtrocknend, kommt er näher und sagt: «Du hast wahrlich ein geduldiges Herz, mein Liebes. Hast auch mit mir so viel Geduld. Wenn ich eine Weile in deiner Nähe bin und ich dich sehe, wie du allen Leuten hilfst und zudienst, dann zerfahren meine Pläne wie Nebelfetzen.» «Und am frühen Morgen», fährt das Mädchen fort, «wenn die Sonne leuchten und wärmen will, dann sind deine Nebel wieder da, grauer und dichter als zuvor, verwehren das Licht und kälten dein Herz.» «Halt», protestiert er mit erhobener Hand, «jetzt hast du daneben gegriffen. Nein, dann kommt es erst recht in Glut, daß ich die Faust an den Kopf schlagen muß. Veronika, ich kann dir doch nicht sagen, wie lieb ich dich habe, so über jedes Maß, und wehrlos dagegen.»

Trachtenmädchen aus dem Saanental.

Foto J. Brühwiler, Hergiswil

Wieder beginnt die Handorgel zu spielen, steigen Jauchzer in die Nacht hinauf. Darum, und vielleicht hat ihm der Wein die Zunge gelöst, fährt er fort, legt seine Hand auf die Schulter des Mädchens: «Ich habe in einem heiligen Versprechen gelobt, den Vater zu suchen, dem dreifaltigen Gott und seiner himmlischen Mutter, wie ein Schwur. Verstehst du mich? Das will ich halten.» Feierlich, mit leuchtenden Augen, wie in einem prophetischen Schauen, sagt er das und zieht dann sein liebes Mädchen an sich, legt ihm die Hand auf den Scheitel und läßt es aus seinen starken Armen nicht mehr los.

«Auch ich bin wehrlos», denkt Veronika, spürt den Schlag seines Herzens, «bin meiner Liebe ausgeliefert» und fühlt, wie das Glück einströmt. So innig umschlossen, versinkt ihm die ganze Welt. Was zählt der morgige Tag, nur diese Augenblicke wiegen Jahre des Lebens auf mit allem Kummer und Leid. Wie er ihm die Augen küßt, die Wange, den Mund, fühlt es sich von einer gewaltigen Kraft fortgetragen in eine süsse Seligkeit. «Du Lieber du, mein einziger Schatz», sagt es, «ich will immer, immer bei dir sein, wohin du auch gehst», schlingt beide Arme um seinen Hals und bleibt an seine Brust gebettet, bis Schritte auf die Türe zukommen.

Zwei Bilder an der Stubenwand.

Hermann hat in seiner Rede nicht umsonst vom Vertrauen gesprochen. Auch er erfüllt das Vertrauen, das man ihm schenkt. In seinem Büro in der Stadt ist seit Monaten eine rege Korrespondenz im Gang. Briefe fliegen über das Meer zu Konsulaten, zu Schweizerkolonien, zu Steuerämtern. Dazu hat er noch einen bekannten Anwalt in den Südstaaten mit Nachforschungen betraut. Das Fräulein sammelt die Antworten in einer Mappe, die ständig an Umfang gewinnt. Hermann weiß nun vom Leben des Gesuchten mehr als sein eigener Sohn, weiß, wo er gelebt, gearbeitet, einen Betrieb erworben hat, wie er ihm durch die Unruhen enteignet wurde, wie er selbst verdächtigt und gefangen gehalten worden ist. Dann verliert er die Spur. Aus einem anderen Staat kommt ein Bericht von einem Fabrikarbeiter gleichen Namens, der vor einem Jahr dort gearbeitet hat und dann wegen Krankheit fortgezogen ist. Er erfährt, daß der Mann das amerikanische Bürgerrecht besitzt und sucht weiter, in Spitälern, Anstalten und Kurorten.

Fräulein Erika darf nicht aufgeben. Immer wieder findet Hermann eine Möglichkeit, die sie ausnutzen, mit der sie neue Verbindungen aufnehmen muß. «Veronika» ist die Mappe angeschrieben, die immer dicker wird und die Erika fast zur Verzweiflung treibt.

Aber auch die wirkliche, lebendige Veronika wird über ihre Kräfte angespannt. Adelheid hat ihre Sprache wieder erlangt. Zuerst nur schwach, jedoch von Woche zu Woche stärker werdend, lauter und beredter. Der Friede und die Stille in der Bluemeten sind verscheucht.

Dazu kamen noch die Folgen jener Festnacht auf Burgboden. Die beiden Liebenden hatten versäumt, die Fensterläden zu schließen. Ihr Schattenspiel am weißen Vorhang genossen die letzten Gäste auf der Matte mit besonderem Vergnügen. In ihrer weinseligen Stimmung fühlten sie sich nicht verpflichtet, diskret wegzuschauen oder zu schweigen. Die Neuigkeit von dieser heftigen Umarmung wurde phantasievoll ausgeschmückt, im Dorf und in den umliegenden Häusern erzählt. Freundliche Frauen versäumten auch nicht, der glücklichen Brautmutter auf Burgboden zu gratulieren und den künftigen Schwiegersohn zu rühmen. Wenn man auch nicht recht wisse, woher er komme und stamme, er sei doch ein hübscher junger Mann, und wie man so sage, ordentlich und tüchtig.

Daraufhin mußte Arnold lange Abende mit der Mutter beraten. Wenn ihm schon vom Zuhören die Augen zufielen, er mußte Veronika aus dem Schlafgemach in der Bluemeten holen und wurde beauftragt, mit ihr ein ernstes Manneswort zu reden. Und da dieses väterliche Gericht schon nach einer kurzen halben Stunde zu Ende gehen wollte, trat die Mutter nochmals aus der Kammer und fügte ihre Worte an. Nach diesen, oder genauer gesagt nach einer Stunde, kam Christian von der Brennrüti zurück und wurde auch in die Stube gerufen. Er hatte in seinem Leben schon manches Examen bestanden und viele Proben seiner Tapferkeit abgelegt. Die jetzt an ihn gestellten Fragen waren leichter zu beantworten, Unklarheiten bestanden nicht. Und doch hat er wohl kaum je ein Gespräch mit so viel Herzklopfen überstanden.

Wenig später trat ein Ereignis ein, das die Familie auf Burgboden in noch größere Aufregung versetzte. Der Großvater kam, mühsam auf seinen Stock gestützt, den stotzigen Weg von seinem Heimen zum großen Haus hinauf. Frau Martha sah ihn kommen, holte Arnold aus dem Stall, wollte nicht allein sein, wenn der Vater nach so vielen Jahren zum ersten Mal zu ihnen ins Haus kam. Sie sahen, wie der alte Mann immer öfter zum Verschnaufen stehen blieb, wie er auf dem Steinplatz vor der Stiege in die Runde schaute und sich Zeit nahm, das ruhige Atmen zu finden. Dann tappten seine groben Schuhe die Stiege hinauf, kamen auf dem Holzboden näher. Seine heisere Stimme ertönte: «Ist niemand da!»

Arnold öffnete die Türe, tat erstaunt und bot ihm die Hand: «Das freut mich jetzt, Vater, daß du zu uns kommst. Komm setz dich, und ruh dich aus.» Der aufgeregte

Alte hielt den Stock mit beiden Händen fest, ging am bereitgestellten Stuhl vorbei, blieb vor dem Tisch stehen und sagte erbost: «Den Christian wollt ihr aus meinem Haus jagen, hab ich gehört. Den Christian geb ich nicht. Solang ich lebe, soll er bei mir bleiben!»

Frau Martha griff ihm unter den Arm, wollte ihn zur Tischbank führen, und da er sich zitternd wehrte, sagte sie gütig: «Komm Vater, nimm Platz, du bist jetzt nicht an der Landsgemeinde, wo man stehend reden muß.»

Der alte Mann bewegte keinen Fuß, die Hand erhebend fuhr er fort: «Ist die alte Bosheit noch nicht erloschen. Müßt ihr mir das auch noch antun!»

Mit sanfter Gewalt brachten sie den Vater endlich zum Sitzen. «Vater, wie kommst du auf diese Idee», fragte Arnold, «wer hat dir einen solchen Bären aufgebunden. Kein Wort ist wahr.» Frau Martha begann, bevor der Müde wieder zum Reden kam: «Wir sind ja alle so froh, daß du einen so guten Knecht hast. Wer kann auch nur daran denken, dir den Christian wegzunehmen.» Sie bot ihm eine Stärkung an, schob ein Kissen hinter seinen Rücken, setzte sich neben ihn hin und gewahrte, daß er sich langsam beruhigte.

Er sprach nun ohne den rauhen Ton in der Stimme, berichtete, wie ihm der Klauenschneider, der gerade vom Burgboden hergekommen sei, davon Bescheid gegeben habe. Er wisse wohl, daß seine Kühe und das Land, seitdem Christian da sei, besser aussehen. Ihm könne man doch die ganze Arbeit nicht mehr zumuten, und was er vorher mit Knecht und Magd an Ärger zu verdauen gehabt habe, das sei schlimmer als Krieg und Feuersbrunst. Und jetzt, ausgerechnet jetzt, da das Gezeter im Haus wieder losgehe, wolle man ihm auch noch den Frieden im Stall vergönnen.

«Komm Vater, nimm Platz, du bist jetzt nicht an der Landsgemeinde».

Lange Zeit ließ er sich seinen Kummer und seine Angst nicht ausreden, nahm aber nach wiederholtem Zureden ein Stücklein Räucherspeck, säbelte umständlich daran herum und meinte dann doch, er sei nicht schlecht. Nach und nach kam eine freundlichere Miene in sein verrunzeltes Gesicht, und da er endlich vom Tisch aufschaute und seine Blicke über die Möbel und den Wänden nach wandern ließ, konnte er seine Überraschung nicht verbergen. Dort hing in breitem Rahmen sein Bild und daneben das seiner verstorbenen Frau. Mit der Hand darauf zeigend sagte er: «Die zwei, habt ihr sie die ganze lange Zeit hier in der Stube behalten. Das glaube ich nicht.» Jede

Versicherung wollte er nicht wahrhaben. Frau Martha mußte zur Wand hintreten, sein Bild vom Nagel nehmen, auf das hellere Geviert darunter hinzeigen und damit den Beweis erbringen. Großvaters Augen wurden feucht, sein Bart begann zu zittern, da er die Worte aussprach: «Also hab ich euch doch Unrecht getan.»

Die Fahrt im roten Wagen.

In Hermanns Anwaltsbüro am Zürcher Limmatquai sprang Erika aufgeregt durch die Räume, trug Akten und Sichtmappen zusammen, sprang ans Telefon, kam wieder zu Hermanns Pult, schichtete die ausgewählten Schriftstücke in einen schmalen Koffer. «Versuchen Sie nochmals, Regula zu erreichen», sagte der Anwalt und schaute auf die Uhr, «sonst bestellen Sie ein Taxi.» «Ich habe schon dreimal versucht, die Verbindung zu bekommen», klagte Erika, «zuerst habe ich vergeblich gewartet, beim letzten Anruf kam das Besetztzeichen.» Hermann notierte auf einen Zettel eine immer länger werdende Reihe von Stichworten, prüfte die eingepackten Dossiers, ging zum Bücherschaft, blätterte hastig in einem Buch, dann summte der Apparat. Er griff nach dem Hörer. «Bist du da, Regula, kannst du mich schnell zum Flugplatz hinaus fahren? Ich bin etwas verspätet.» Das Gespräch dauerte nicht lange. «Da hast du aber Glück gehabt, ich bin eben vom Autospritzwerk zurückgekommen, schön ist der Wagen, pickfein!» «Ja war er denn schon wieder in Reparatur?» «Ach, du weißt doch, der Lastwagen mit dem Anhänger in Engstringen, die ganze linke Seite.» «Ist er fahrbereit?» «Selbstverständlich, ich komme sofort, du wirst staunen. Ich bleibe im Wagen sitzen und gebe Signal.» «Also gut, mein Flugzeug geht um 10.15 Uhr.» «Gut, ich rase. Tschau, Papi!»

Nach kaum zehn Minuten ertönten zwei kurze Hupzeichen. Hermann griff nach Mantel und Hut und eilte fort. Vor der Haustüre sah er Regula in einem knallroten Wagen sitzen und stutzte. Lachend öffnete sie ihm die Türe und sagte: «Komm, hier ist jedes Anhalten verboten. Wir müssen schnell weg, dort steht der Polizist.» Zögernd setzt sich Hermann neben seine Tochter und frägt: «Ist das mein Wagen?» Rassig fährt sie an und steuert geschickt durch den dichten Verkehr. «Ist er nicht schön geworden. Der Maler hat davon abgeraten, nur die eine Hälfte neu zu spritzen, man sehe jeden Ansatz», erklärt Regula.»

«Aber du weißt doch, daß ich diese Aufschneiderfarbe, dieses Rot nicht ausstehen kann.» «Aber mir gefällt sie, Papi! Und eigentlich fährst du ja viel weniger als ich», sagt Regula schnippisch. «Ich habe mir gedacht, wenn du beim Fahren die rote Haube siehst, dann erinnerst du dich an mich. Es wird dir bewußt, daß du auch noch eine Tochter hast, der du viel zu wenig Beachtung schenkst.»

«Paß auf!» ruft er, «fahre doch nicht so verrückt!» «Du mußt um 10 Uhr 15 abfliegen, wir können nicht mehr bummeln», sagt sie keck. «Also das merke dir», brummt Hermann ärgerlich, «in diesem Feuerwehrwagen fahre ich keine zehn Meter weit.» «Was hast du gegen rot?» frägt die Tochter, «ist doch hübsch, ist doch jetzt modern. Rot ist die Liebe! Bist du deswegen allergisch? Und überhaupt, es wäre schon längst an der Zeit gewesen, mir den Wagen zu lassen. Kauf dir einen grauen, oder einen in marinblau, das ist so vornehm.»

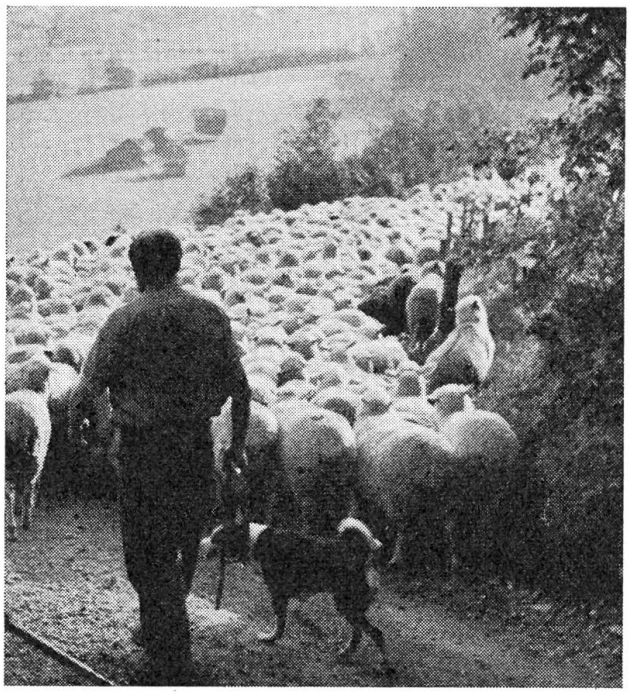
Sie fahren an Fabriken vorbei auf der breiten Straße. Regula überholt gewagt, will dem schweigenden Vater mit ihrer Fahrkunst imponieren.

Schon kommt der Flughafen in Sicht. «Du weißt, daß ich heute noch in die Westschweiz fahre, Tennis mit den Studenten in Genf. Bis du von London zurückkommst, bin ich wieder da.» «Davon hast du mir kein Wort gesagt», bemerkt er ärgerlich, «immer diese Überraschungen. Du mußt solche Abmachungen vorher mit mir besprechen. Ich dulde das nicht mehr.» «Wann, mein lieber Papa, wann soll ich das mit dir besprechen? Zwischen 11 und 1 Uhr in der Nacht? Oder um 6 Uhr vor dem Frühstück?», frägt Regula höhnisch. «Um diese Zeit bin ich meistens nicht dis-

ponibel. Paß auf, es ist 10 Uhr 4. Ich fahre dich direkt vor den Eingang. Wenn du das Flugzeug nicht erreichst, ich warte dort auf dem Parkplatz bis die Maschine wegfliegt und dann noch fünf Minuten. Tschau, gute Reise!» Hermann steigt hastig aus, schleppt seinen Koffer zum Zollschalter und verschwindet hinter der Glaswand.

Auf dem Parkplatz findet Regula eine Lücke, stellt den Motor ab, besieht sich im Rückspiegel ihre Frisur, steigt aus und schlendert zur Einzäunung. Dort sieht sie ihren Vater der letzten Gruppe Reisender nacheilen und die Stiege erreichen. — Dann geht sie zurück, betrachtet sinnend den Glanz auf dem knalligen Rot, streicht mit ihrer zarten Hand über die polierte Fläche der Motorhaube hin und sagt halblaut vor sich hin: «Jetzt bist du mein Wagen. — Ohne großen Tanz bist du mein Wagen geworden. Das glaube ich meinem Herrn Papa, er fährt keine zehn Meter damit.» Knallt mit den Fingern und steigt mit Siegermiene ein.

Daheim wählt sie das zum neuen Lack passende Kleid, packt ihren Koffer, fährt gutgelaunt und rassig über den Mutschellen und bei Lenzburg auf die Autobahn. «Neunzig Kilometer bis Bern», denkt sie, «vierzig Minuten!» Die Abzweigungen nach Aarau, Langenthal, Solothurn fliegen vorbei, Kirchdorf liegt schon hinter ihr, auch die gewundene Strecke durch den Wald. Regula überholt mit Hochgenuß und sieht plötzlich einen umgeworfenen Wagen auf ihrer Fahrbahn. Ihre Bremsen knirschen, ächzen und pfeifen. Dann folgt ein Schlag, ein Krachen und Splittern und löscht ihre Kraft, ihre Angst und ihr Bewußtsein aus.



Schafabfahrt ab der Alp Arni.
Foto A. Odermatt

Der Telegraf funkt — das Lebenslichtlein flackert.

Auf einer Farm im Gebirge von Tennessee sitzt ein Mann auf dem Brunnenrand neben einer großen Scheune, hält einen Brief in der Hand, liest und liest und kann daraus nicht klug werden. Der Inhalt dieses Schreibens gibt ihm viele Rätsel auf. Er wird aufgefordert, vor der Polizei zu erscheinen, seine Schriften mitzubringen und möglichst sofort den Empfang dieses Briefes schriftlich zu bestätigen. — Der Mann kratzt sich seinen angegrauten Bart, dreht und wendet das Papier in seiner Hand, beginnt wieder von vorne zu lesen und ist verwundert, was die Polizei mit ihm zu tun haben sollte. Endlich geht ihm ein Licht auf. Vor Jahren hat er einem Rechtsanwalt seine Klage übergeben wegen der rechtswidrigen Enteignung seines Besitztums. Dieser Brief jedoch ist von einem andern, unbekannten Advokaten unterschrieben und kommt aus einem weit entlegenen Staat. Der Mann streicht mit seiner grobknochigen Hand, in die Zeichen schwerer Arbeit eingegraben sind, über die Stirne und legt sie dann wieder auf den groben Stoff seiner gebleichten Hose, schaut auf und weit in die Runde. Er sieht müde aus und kränklich, ist jedoch nicht alt. Seine breiten Schultern und die starken Arme verraten eine kraftvolle Wesensart. Mit einem Ruck erhebt er sich, richtet sich zu einer respektablen Größe auf und schreitet entschlossen auf das Haus zu.

Dieser Brief schlägt eine Kerbe in sein Leben. Er weiß es nicht. Geht nicht zur Polizei, weil er mit niemanden Streit, keine Schulden und die Steuern bezahlt hat. Aber

er schreibt an den Absender, er sei der gesuchte Mann, Schweizer- und Amerikanerbürger, man habe ihn früher den Studenmättler genannt und er sei der frühere Farmbesitzer und vor 20 Jahren nach Amerika gekommen. Den Brief gibt er dem Chauffeur des Milchautos mit und geht seelenruhig an seine Arbeit.

Es ist keine strenge Arbeit, die er hier übernommen hat. Seitdem er im Gefangenenlager die Brustfellentzündung bekommen hat und dann von seinem Mitbesitzer auf treulose Weise betrogen worden ist und während der Zeit, da er in der Fabrik soviel Kohlenstaub einatmen und schlucken mußte, sind seine Kräfte geschwunden. Die Stelle hier in den Bergen hat er nur angenommen, um seine Brust in der guten Luft auszuheilen und ist nun froh, bei rechter Kost eine Beschäftigung zu haben. Nun geht er gemächlich zur Scheune hin, voller Hoffnung, der Prozeß um sein Eigentum nähme endlich einen guten Abschluß.

Die Fäden spinnen sich weiter, bis hinüber über den Ozean. Der Telegraf funkt. Ein Brief fliegt über das große Meer und landet im Anwalts-Büro am Zürcher Limmatquai. — Jetzt aber hat Erika keine Zeit, diesen Brief zu studieren, keinen Chef, der ihr die richtige Antwort diktiert. Sie ist damit beschäftigt, ihren Patron in London zu suchen und Bericht zu geben von dem Unglück auf der Autobahn. Sie hat ihm sogleich in sein Hotel telegrafiert: «Regula im Auto verunglückt. Verletzt im Inselspital Bern.» Seitdem telefoniert sie und versucht, ihn am Verhandlungsort zu erreichen. Sie weiß, wie nachlässig die Hotelangestellten dringliche Nachrichten übermitteln. Sie ahnt, das Telegramm liege im Empfangsbüro und warte auf die Rückkunft des Gastes. Sie weiß aber nicht, daß Hermann von seinem Partner zum Nachtessen aufs Land hinaus eingeladen wurde.

Zwei Tage später fährt Hermann in einem Taxi vor das Portal des Inselspitals in Bern und erkundigt sich nach dem Befinden seiner Tochter. Das vielbeschäftigte Empfangsfräulein sucht in ihrer Kartothek die Patientenkarte und sagt: «Zimmer 223! Besuche ärztlich verboten!»

«Ich bin der Vater», sagt Hermann und erhält die Antwort: «Fahren Sie in den zweiten Stock hinauf und fragen Sie die Schwester. Vielleicht kann sie Ihnen die Erlaubnis des Arztes oder des diensttuenden Assistenten vermitteln.»

Müde und geschlagen irrt er vor den Zimmertüren umher. Die ganze Nacht keinen Schlaf gefunden, bei Sturm über den Ärmelkanal geflogen, von Basel aus direkt hierhergefahren, steht er nun endlich vor der Türe.

Er klopft leise, dann stärker, öffnet vorsichtig und sieht den Kopf seiner Tochter mit einem Stirnverband, ein bleiches Gesicht, ohne Kissen daliegen. Der Kopf bewegt sich, die Hände verkrampfen sich in der Decke und greifen in die Luft. Er will herbeispringen und sie halten. Eine Schwester kommt ihm zuvor.

Dann erst sieht Hermann eine zweite Person auf der anderen Seite des Bettes sitzen, eine Frau, Rosa, seine Frau «Gott sei Dank, sie lebt», sagt Hermann, schaut lange in das zuckende Gesicht, und wie die Schwester seine Tochter hält. Sieht, wie sie sich bäumt und aus dem Bett will. «Um Gottes Willen!» ruft er, «sie kann sich das Genick brechen!» Die Schwester muß alle Kraft einsetzen und keucht: «Warten Sie draußen, es wird bald vorüber sein. Sie dürfen noch nicht mit ihr sprechen.»

Der erschrockene, zitternde Mann gehorcht, geht hinaus und bleibt voller Angst im Korridor. Nach einigen Minuten öffnet sich sachte die Türe und Rosa kommt zu ihm. Sie reicht ihm die Hand und sagt: «Hermann, das Unglück hat uns furchtbar getroffen. Wir wollen kein Wort von unserem Zwiespalt reden, nicht eine Silbe, bis sie aus der Gefahr ist.

«Rosa, du bist da?» frägt er, «wann bist du gekommen?» «Ich bin seit gestern da, habe ein Zimmer gemietet. Sie haben hier zuwenig Personal für die Nachtwachen», sagt sie mit einem warmen, gütigen Ton in der Stimme und zeigt mit der Hand, «das ist der Arzt.»

Der bis unter das Kinn weiß gewandete Herr kommt näher, verschwindet aber im Krankenzimmer.

«Besteht noch Hoffnung», frägt Hermann. «Angst und Hoffnung, Entsetzen und Vertrauen», flüstert Rosa, «von diesen hin und her gerissen, lebe ich jetzt. Was vorher war, was nachher kommt, alles andere ist versunken. Nur das weiß ich, wenn Regula nicht sterben muß, dann will ich sie pflegen und hegen, bis sie wieder ganz gesund ist.» «Ich danke dir, Rosa, das ist meine große Hoffnung.»

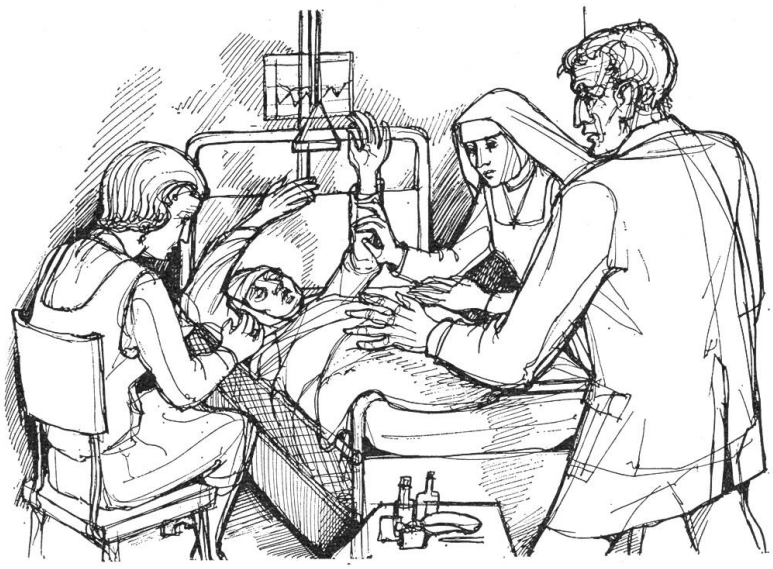
Der Arzt kommt, bittet die Frau hineinzugehen, die Schwester müsse zum Essen abgelöst werden, dann legt er seine Hand auf Hermanns Schulter und sagt: «Den Kopf nicht hängen lassen! Man weiß noch nicht so recht, was innerlich verletzt ist. Aber das kann ich Ihnen sagen, Herr Doktor, Ihre Tochter hat einen massiven Schädel, ausgezeichnetes Material und dickwandig. Wollen Sie einen Augenblick auf mein Zimmer kommen?» Von dem freundlichen und optimistischen Ton etwas erleichtert, ging er mit dem Arzt zum Lift.

Nun vernahm er den Inhalt des Polizeirapports. Regula war in einen verunfallten Wagen hineingefahren, hatte ihr Fahrzeug bereits auf ungefähr 50 Stundenkilometer herabgebremst und angesichts der eben ankommenden Polizei den Wagen gerammt, mit dem Kopf die Windschutzscheibe zerschmettert und Purzelbaum gemacht.

Ein Brief auf Flugpostpapier.

In den kommenden Wochen pendelte Hermann zwischen Zürich und Bern hin und her, ebenfalls von Angst und Hoffnung getrieben. Währenddem er die winzigen Fortschritte im Gesundheitszustand seiner Tochter verfolgte, bewunderte er die Geduld und Hingabe, mit der seine Frau unermüdlich der Pflege oblag.

Einmal, da er mit gutem Bericht in sein Büro nach Zürich zurückkam, fand er dort im Vorzimmer Christian, in ein gemütliches Gespräch mit seiner Sekretärin verwickelt.



Der Kopf bewegt sich, die Hände greifen in die Luft.

«Grüß dich Gott, Christian!» gab er ihm freundschaftlich die Hand und fragte: «Wie gefällt er Ihnen, Erika? Ist leider bereits endgültig vergeben, jede Mühe ist nutzlos. Komm mit.»

Im Hineingehen fuhr er fort: «Ich habe leider nicht viel Zeit, aber ich bin froh, daß du gekommen bist. Nimm Platz. Wie du weißt, habe ich alle Umstände, in denen dein Vater lebte und lebt, genau abgeklärt. Hast du ihm schon geschrieben, du wollest zu ihm kommen?»

Der junge Mann, von dem imponierenden Raum etwas eingeschüchtert, sagte zögernd: «Ja, natürlich habe ich ihm sofort geschrieben. Ich habe mich ja so unsinnig gefreut. Das heißt, ich habe ihm noch nicht

geschrieben, daß ich kommen werde. Veronika hat den Brief auch gelesen. Aber Antwort ist noch nicht da.» «Also höre gut zu, mein lieber Christian, ich habe mir die Sache reiflich überlegt. Dein Vater braucht eine aufmunternde Umgebung, das heißt, gute und liebe Menschen um sich, damit er bald wieder gesund wird und zu Kräften kommt. Gute Luft gibt es auch in der Schweiz und auch auf dem Burgboden, und so lieb wie die Amerikaner sind unsere Leute zum mindesten auch. Ich finde es nicht notwendig, die weite Reise zu machen. Im Übrigen habe ich mit Arnold gesprochen. Sein Vater will ihm die Bluemeten übergeben, und dazu braucht er dich, wenn ich ihn nicht als Pächter auf dem Burgboden verlieren soll. Ich will offen gestehen, ich rede auch in meinem eigenen Interesse. Die Heimfahrt deines Vaters läßt sich ohne Schwierigkeiten arrangieren. Allerdings, so glaube ich, muß dein Brief an ihn etwas diplomatisch abgefaßt werden. Du findest wohl schon die richtigen Worte, aber ich würde doch Wert darauf legen, dein Schreiben vielleicht noch mit einigen anziehenden Motiven zu ergänzen. Bist du einverstanden?»

Einverstanden? Was ist das für eine Frage! Während Hermanns Worten klopfte Christians Puls immer heftiger, das Staunen erreichte ein fast unerträgliches Maß. Der junge Mann konnte seinen Blick nicht eine winzige Sekunde vom Kopf des gewandten Anwalts abwenden. «Das ist ja nicht zum Glauben», stotterte Christian, «das wirft mich ja geradezu um vor lauter Glück. Ich bin hergekommen, um Ihnen für Ihre viele Mühe und alle die Arbeiten und Korrespondenzen zu danken, habe Geld mitgenommen, um endlich Ihre Rechnung zu bezahlen. Und jetzt vernehme ich all das, was mich über alle Ränder glücklich macht.» Er zog während seiner stockenden Rede seine Brieftasche hervor und blätterte in einem respektablen Bündel Banknoten.

Mit einer großzügigen Geste winkte Hermann ab: «Das hat noch Zeit, darüber reden wir später. Also, wenn du einverstanden bist, kannst du dich hier an mein Pult setzen und deinen Brief zu Papier bringen. Hier hast du Flugpostpapier und Schreibzeug. Ich muß für eine Stunde oder zwei zu einer Konferenz. Erika werde ich den strikten Befehl erteilen, dich in keiner Weise zu stören. Wenn ich zurückkomme, machen wir die Einladung für die Heimkehr deines Vaters perfekt.»

Christian ergriff voll Dankbarkeit Hermanns Hand und suchte nach herzlichen Worten. Dieser aber sagte lachend: «Hör auf, mein Lieber, ich habe dir ja schon gesagt, ich spreche in meinem Interesse.»

Der große Mann ging, eine dicke Mappe unter dem Arm, hinaus. Und Christian setzte sich etwas unbeholfen an dessen Platz, schaute auf das blaue Papier, die goldverzierte Schreibunterlage, auf die Bilder an der Wand und die vielen Reihen in Leder gebundene Bücher, zum Fenster hinaus auf die Limmat mit den schwappenden Schiffen und schrieb endlich nach langem Sinnen: «Mein lieber Vater!»

Die Nebel verfliegen, die Sonne strahlt.

Unermüdlich und bis in die Nacht hinein stichelte und nähte Veronika an seinen Leintüchern, an den Kissenbezügen und auch an den Vorhängli, die in der «Bluemeten» Einzug halten sollten. Seitdem die alte Adelheid ihr letztes Wort geflüstert und nun auf dem Friedhof von den Zornausbrüchen und Aufregungen, von den gutgemeinten und bösartigen Kämpfen ausruhte und den Frieden gefunden hatte, blitzten und blinkten die Fenster in der Sonne. Und wenn schon die Herbstnebel um die braunen und grauen Schindeln des alten Hauses strichen und der See seine Dünste den Berg hinauf schickte, in den Herzen blieb es lichtsam und keine Düsternis vermochte Frohsinn und Heiterkeit aus den Gemütern zu vertreiben.

Christian kam jeden Morgen froh und übermütig vom Burgboden herab in den Bluemeten-Gaden. Veronika versäumte nur selten, ihm einen lieben Gruß zuzurufen. Jener Abend, an dem Christian von Zürich zurückgekommen war und von seinem Brief an den Vater berichtet hatte und auch

von dem Schreiben, das der Anwalt dazugetan, vom Check und dem Gutschein für den Flug oder die Schiffahrtskarte, hatte den beiden jungen Verliebten alle goldenen Türen geöffnet. Vaters Antwort, er habe noch verschiedene Sachen zu ordnen, dann werde er, wenn die Gesundheit weiterhin gut vorwärtsmache, die Koffern packen und den kürzesten Weg nehmen, seine liebe alte Heimat wiederzusehen, dieser Brief senkte erst recht das Glück in die beiden jungen Herzen hinein.

Es kam auch der Tag, da Hermann mit einem funkelneuen Wagen die Bergstraße hinauffuhr und die Seitenstraße herzu, bis auf den Steinplatz und mit froher Stimme zu den Fenstern hinaufrief: «Martha! Arnold! Veronika! Agatha! Martin! Theodor! kommt alle geschwind daher!» Die Finken und Schuhe trappten die Stiege hinunter und eilten vom Gaden herbei. Aller Augen staunten, daß Rosa nach so vielen Jahren wieder den Weg zu ihnen gefunden hatte, verwunderten sich, wie nett und freundlich sie alle begrüßte. Wie in einer Prozession gingen alle mit hinüber zum Speicher und sahen, wie Hermanns Frau in aufrichtiger Freude die prächtige Studierstube, die hübschen Zimmer und die herrliche Einrichtung bewunderte und vernahmen, daß beide einige Tage zusammen hierbleiben wollen. Von den Fenstern aus erblickten sie einen anderen Wagen in rassiger Fahrt heraufbrausen, einschwenken und bis zum schmalen Weg heranfahren. Luzius kam mit fliegenden Rockstössen dahergeeilt, sprang mit einem Blumenstrauß die Speichertreppe hinauf, voll von überströmender Freude.

In den ersten Tagen warmer Frühlingssonne kam ein Mann vom Dorf herauf, blieb immer wieder stehen, schaute weit über Land und über den See, nahm bedächtig wieder Schritt um Schritt den Weg unter die Füße, Kehr um Kehr und wieder verschnaufend. Auch er blieb bei der Einmündung stehen, fand den Rank zur Burgboden-Straße und kam auf das Haus zu, schaute sinnend zu den Bäumen hin, zum Stall und den Hauswänden nach hinauf bis zum Giebel.

Vor aller Augen umarmten sie sich.

Veronika kam aus dem Stall und grüßte den bärtigen Mann. Er dankte für den Gruß und sagte: «Du bist Veronika, ich kenne dich von der Fotografie, die mir mein Sohn, der Christian, geschickt hat.»

Wie angewurzelt blieb das Mädchen bewegungslos vor ihm stehen und rief: «Heilige Maria und Sankt Josef, Ihr seid der Vater! Ist das wahr?»

«Ja, der bin ich», sagte er schlicht. «Ohne zu berichten, allein und zu Fuß, seid Ihr gekommen», verwunderte sich Veronika.

Dann jubelte ihre helle Stimme: «Christian! Christian! Komm, komm geschwind! Der Vater ist da!» Ein Kessel klemperte und polterte über den Stallboden. Die Türe wurde aufgerissen. In wenigen Sprüngen kam er herzu, dann blieb er stehen. Vater und Sohn schauten sich einen kurzen Augenblick ins Gesicht, die beiden Hände streckten sich zum Gruß und konnten sich doch nicht finden, weil ein Handschlag nicht genügte. In herzlicher, übermütiger Umarmung wurde dem Vater willkomm angeboten. Nicht mehr loslassen, nicht mehr verschnaufen lassen wollte der Sohn seinen endlich wiedergefundenen Vater.

Fenster flogen auf, Schuhe trippelten auf den Stufen, auf den Steinplatten, kamen über das Gras, noch immer hielt Christian seinen Vater in den Armen, bis die Mutter sagte: «Man könnte meinen, wir hätten keine Stube und kein Dach. Hier steht ihr am Zugwind und seid so verschwitzt. Kommt doch, ich bitt euch, kommt doch herein.»

Eine Erkältung war dabei gewiß nicht zu befürchten. Eine glühende Wärme durchströmte des Mannes Brust und die Feuchte, die ihm bis zum Bart die Wangen benetzte, das war nicht Schweiß. Aber er ließ sich ziehen, gehorchte den Händen, die ihn begrüßten und zur Stiege führten. Mit einem seligen Blick streifte er die frohen Gesichter, die ihm so viel Freude zustrahlten und ging hinauf. Und mit ihm zog das Glück ein in das Haus.

Das isch doch schad.

Im Derfli wohnd e junge Burschd,
dä luegd keis hiäsigs Meitschi a
und seid, ihm siigid alli wurschd,
er chennt es ganzes Dotzed ha.

Und d'Jährli gand verbii so gschwind,
vertloffe sind diä scheene Chind,
und är hed etz e Glatze
a dere cha-n-er chratze.

Es Meitschi wott e riiche Ma,
will keine usum Derfli näh.
Me gsehd um scho vo wiitum a,
es will i keim siis Händli gäh.

Muess nur es Ziitli älter sii,
de isch dr Hochmued ai verbii,
hed scheen dr Chopf vorabbe
und tued bim Laife gnabbe.

Dr Hochmued gid diär schlächte Rad
und machd us diär e-n-arme Tropf.
E jede seid, das isch doch schad,
dui hättisch ganz e hibsche Chopf.

J. v. M.